

DER FELS

Katholisches Wort in die Zeit

IN DIESEM HEFT:

Sven Conrad FSSP
„Schmücke dein Brautgemach, Sion...“ S. 36

Anton Ziegenaus
Die eucharistische Vollgestalt als
Maßstab zur Beurteilung priesterloser
Gottesdienste S. 38

Jürgen Liminski
Schlüsselbegriff Arbeit S. 51

29. Jahr Nr. 2
Februar 1998



DER FELS - Katholische Monatsschrift.
Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes

Verlag: Der Fels-Verlag GmbH
- Als gemeinnützig anerkannt -

Herausgeber: Initiativkreis katholischer Laien und
Priester in der Diözese Augsburg e.V.
Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering,
Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743
Verlagsleitung: ebendort
Grafik und Layout: Renate Gindert, Oberdischingen
Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32
Seiten. **Bezugspreis** jährlich einschließlich Porto und
Versand: **DM 40,-;** ins Ausland **DM 45,-;** **öS 320,-;** **sF**
38,-; Abbestellungen sind nur halbjährlich möglich bis
zum 15. Juni oder 15. Dezember.

Bestellung: An den Fels-Verlag GmbH, Postfach 1116,
D-86912 Kaufering

Einzahlung der Bezugsgebühren Deutschland:
Konto Fels-Verlag, Raiffeisenbank Kaufering-Lands-
berg eG, Nr.: 519 952, BLZ: 701 694 26, Postbank
München, Nr.: 598935-806, BLZ: 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Bezugsgebühren
an: Landeshypothekenbank Salzburg, Fels-Verlag,
Konto Nr.: 2 493 378

Italien: Bezugsgebühren - nur durch Auslands-
postanweisung oder Eurocheck - an: Auslieferung
„Der Fels“, Postfach 11 16, D-86912 Kaufering

Schweiz: Bestellung, Auslieferung, Bezugsgebühren:
Christiana-Verlag, CH-8260 Stein am Rhein, Tel.: 052/
741431. Postscheckkonto Zürich Nr.: 80-26630-6

INHALT:

Dr. Eugen Kleindienst: Hochfest der Gottesmutter Maria	35
P. Sven Conrad FSSP: „Schmücke dein Braugemach, Sion...“	36
Prof. DDr. Anton Ziegenaus: Die eucharistische Vollgestalt als Maßstab zur Beurteilung priesterlose Gottedienste	38
Robert Kramer: Die Marianische Priesterbewegung	41
Prof. Dr. Reinhold Ornter: Wann beginnt die Seele zu existieren	42
Ivo Öunpuu: Der religiöse Hunger in Estland ist groß	44
Ursula Zöller: Himmliche Straßenbekanntschaften	45
Jürgen Liminski: Die Gerechtigkeitslücke	47
Franz Salzmacher: „Maria hilft, verzaget nicht“	49
Jürgen Liminski: Schlüsselbegriff Arbeit	51
Auf dem Prüfstand	53
Zeit im Spektrum	56
Bücher	58
Nachrichten	59
Forum der Leser	62

Titelbild: St. Petrus, Kremsmünster, P. Hermes
Fotos: 36 Conrad; 37 Kalenderblatt Archiv; 41 Kramer;
45 Zöller; 48, 49, 50, 51, 52 Liminski; 64 L'Osservatore
Romano N. 45, 7.11.97, S. 9

Liebe Leser,

*Wenn nach den Kirchenvolks-
begehrern und nach dem ersten
Repräsentanten des organisierten
Laienkatholizismus nun auch ein
katholischer Bischof in der Öff-
entlichkeit den Papst angreift,
dann muß die geistige Verwir-
rung in der katholischen Kirche
der deutschsprachigen Länder
sehr groß sein, und es muß uns
bewußt werden, wie nötig wir ei-
nen neuen, den Heiligen Geist
brauchen.*

*In der Vorbereitung auf das Jahr
2000 sollen wir nach dem
Wunsch des Heiligen Vaters die
„Anwesenheit und die Wirksam-
keit des Hl. Geistes neu entdek-
ken“. Was fehlt uns in der jetzi-
gen Situation mehr als die Ga-
ben des Hl. Geistes, wie die der
Einsicht und der Erkenntnis, des
Rates und der Stärke? Weil Vor-
bilder wichtiger als Worte sind,
stellt uns Johannes Paul II. im
Jahr des Hl. Geistes Maria vor
Augen, die Frau, die sich vom Hl.
Geist leiten ließ.*

*Der Jesuit Erich Przywara hat in
seinem Werk „Katholische Krise“
zwei Hauptursachen der nach-
konziliaren Kirchenkrise geortet,
nämlich das Verdrängen des
Mysteriums des Kreuzes - das Är-
gernis aller Progressisten - und
das Beiseiteschieben der Gottes-
mutter, derjenigen, die unter dem
Kreuz stand.*

*Im Monat Februar treten wir in die
Fastenzeit ein. Sie gibt uns Gele-
genheit, über die wahre Natur des
Christseins nachzudenken, was
auch die Bereitschaft einschließt,
in der Nachfolge Christi das Kreuz
zu tragen. Das ist christlicher
Realismus, alles übrige sind Il-
lusionen. Ein Neuanfang geht nur
über die Umkehr im Denken und
Handeln. Sie schließt die notwen-
dige Hygiene von Seele und
Geist mit ein. Das ist gewiß kein
bequemer Spaziergang. Aber
schon Paulus erinnert uns, daß
Christen Wettkämpfer sind und
wahres Christsein Kampf bedeu-
tet.*

*In diesem Heft wird Johannes
Scalabrini von Piacenza, ein vor-
bildlicher Bischof aus dem vori-
gen Jahrhundert, vorgestellt. Jo-
hannes Paul II. hat ihn 1997 hei-
lig gesprochen. Diesem Bischof
wäre es nie in den Sinn gekom-
men dem Heiligen Vater wegen
des Priestermangels ein „Nicht-
zur-Kennntnisnehmen der pasto-
ralen Situation“ oder ein „theo-
logisches und pastorales Defizit“
vorzuwerfen, wie es jener Bischof
aus Innsbruck tat. Scalabrini ord-
nete sein Priesterseminar neu, re-
formierte die kirchlichen Studien-
gänge und hatte ein volles
Priesterseminar. Er besuchte in
seiner Bischofszeit fünfmal die
365 Pfarreien seiner Diözese,
selbst die unzugänglichsten. Und
weil er als Sakramentenspender
und Prediger bei den ihm Anver-
trauten rastlos unterwegs war
und überall die religiöse Unter-
weisung auch der Erwachsenen
in die Hand nahm, konnten die
Katholiken unterscheiden, was
Wahrheit und was falsche Barm-
herzigkeit ist. Er hatte es nicht
nötig, die Barmherzigkeit gegen
die Wahrheit auszuspielen, wie
Bischof Stecher aus Innsbruck.
Er war bei den Menschen in sei-
ner Diözese angesehen und be-
liebt, nicht, weil er den Leuten
nach dem Mund redete, sondern
weil er die Nächstenliebe hero-
isch lebte, persönlich Cholera-
kranke pflegte, Strafgefangene
besuchte, Armen und Familien in
Notlagen unter die Arme griff.
Und weil er trotz seiner rastlo-
sen Tätigkeit ein Mann des Ge-
betes blieb, war sein Werk auch
fruchtbar. Es blieb ihm sogar
noch die Zeit, soziale Einrichtun-
gen zu gründen: Genossenschaf-
ten, Arbeitervereinigungen,
Sparkassen. Bischof Scalabrini
wirkte weit über die Grenzen sei-
ner Diözese hinaus zur Ehre Got-
tes und zum Wohl der Menschen.
In dieser krisenhaften Situation
der Kirche, in der selbst Bischö-
fe öffentlich ihre Loyalität gegen-
über dem Nachfolger Petri auf-
kündigen, müssen die Katholiken
in uns so größerer Treue zum Hei-
ligen Vater stehen!*

*Freundliche Grüße
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert*

Der abgedruckte Beitrag ist die Predigt, die Domdekan Prälat Dr. Eugen Kleindienst am 1. Januar 1998 im Hohen Dom zu Augsburg gehalten hat.

Hochfest der Gottesmutter Maria

Der menschengewordene Gott und die Zeitenwende

Die neue Zeitrechnung seit Christi Geburt

Wir schreiben das Jahr 1998. Würden wir noch im alten Rom leben, so stünden wir etwa im Jahre 2750 seit Gründung der Stadt Rom. Bei Juden, Moslems oder in asiatischen Kulturen werden die Zeiten und Jahre wiederum ganz anders berechnet. Wir schreiben das Jahr 1998, weil wir die Jahre seit der Geburt Jesu Christi zählen. Sie ist für uns die Zeitenwende.

Jedes Datum, das der Kalenderzählung zugrunde liegt, spricht von einem besonderen Ereignis, das eine Botschaft enthält. Für uns ist es die Botschaft von der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus. Darum ist es auch von geradezu zwingender Logik, daß das Jahr 2000, auf das wir zugehen, ein Jahr der Christen, ein Jahr des Glaubens und der Kirche werden muß. Denn der Grund unserer Zeitrechnung liegt allein in der fundamentalen Bedeutung, die Christus für uns hat.

Die Zeitenwende und die Gottesmutter Maria

Die Geburt Jesu ist eine Zeitenwende. Mit dieser Zeitenwende steht in engstem Zusammenhang die Mutter Jesu. Es ist darum eine tiefe Bedeutung, daß wir am Neujahrstag das Hochfest der Mutter Maria feiern. Der Glaube an die Gottesmutter Maria ist keine katholische Sonderlehre. Das Glaubensbewußtsein hat zur Anerkennung dieser marianischen Grundwahrheit zwar seine Zeit gebraucht. Seine dogmatische Definition erfolgte auf dem Konzil von Ephesus im Jahre 431. Der Glaube an die Gottesmutter Maria gehört zum Kernbestand des in die Frühzeit des Christentums zurückreichenden Glaubensgutes. Sehr früh schon war man nämlich davon überzeugt, daß hier nicht nur eine besondere Aussage über das Wesen Mariens gemacht wurde, sondern noch viel mehr über das Christusgeheimnis. Der Titel Gottesmutter sagt nämlich nicht nur etwas aus über den verbleibenden Vorzug Mariens. Er bringt zutiefst ein göttliches, näherhin

ein gottmenschliches Geheimnis zur Sprache: die Menschwerdung Gottes. Deshalb richtet sich die Kritik gegen diesen Titel in alter wie in neuer Zeit nicht nur auf Maria und auf diesen ihren höchsten Vorzug, sie wendet sich auch gegen die hinter diesem Anspruch stehende Wahrheit, daß nämlich Gott in wahren Sinne Mensch geworden ist. Maria besitzt in unserem christlichen Glauben eine herausragende Stellung und einen durch Gottes Erwählung geschenkten bleibenden Vorzug, der sie nicht nur zur Mutter Gottes, sondern auch zur Mutter der Kirche und zu unserer aller Mutter im Glauben macht. Das II. Vatikanische Konzil hat darum den inneren Zusammenhang zwischen der Lehre über Christus, über Maria und über die Kirche herausgestellt, den man nicht ohne Schaden für die Gesamtheit des Glaubens auflösen oder beeinträchtigen kann. Über diesen Glauben dürfen wir uns freuen und uns zu Beginn eines neuen Jahres an die Frau wenden, die am Beginn der Zeitenwende als Mutter Gottes steht. Sie wird uns Helferin für unseren eigenen Glaubensweg sein.

Jesus Christus der Welt anbieten

Sehen wir noch einmal auf Maria und fragen wir: Was hat Maria der Welt gegeben? Sie hat uns ihren Sohn gegeben. Mit dieser schlichten Antwort kommen wir zur Mitte unseres Auftrages. Ein Wort Papst Johannes Paul I. führt unsere Gedanken jetzt zutreffend weiter. „Es ist allein Jesus Christus, den wir der Welt anzubieten haben. Von ihm abgesehen hätten wir kein Anliegen, keinen Zweck. Niemand würde uns zuhören.“ Oft klagen wir heute darüber, daß unsere Botschaft zu wenig oder nicht mehr gehört wird. Vielleicht liegt es einfach auch daran, daß wir mit vielen Dingen beschäftigt sind, doch den menschengewordenen Gott,

Jesus, den Heiland, zu wenig in die Mitte stellen. Um ihn aber geht es. Ihn allein haben wir der Welt anzubieten. In einer bemerkenswerten Kritik hat sich der evangelische Theologe Prof. Graf aus Augsburg in der FAZ mit den Weihnachtspredigten auseinandergesetzt, und er meint feststellen zu können, daß in diesen sehr viel von Moral, von Sozialem, von Politik, wenig aber vom göttlichen Geheimnis der Geburt Christi die Rede sei. Ob nun diese Kritik berechtigt ist oder nicht, so ist sie doch ein Indiz dafür, daß es für Kirche und Christen Zeit wird, sich auf das Wesentliche des Glaubens zu besinnen. Wir dürfen nicht noch mehr der Versuchung verfallen, in einer säkularisierten Zeit unsere Existenz als Christen oder als Kirche durch unsere gesellschaftliche Nützlichkeit zu rechtfertigen. Für uns gibt es nur eine Daseinsberechtigung: Jesus Christus zu verkünden. Unser Thema ist der menschengewordene Gott, der uns Frieden und Leben schenkt. Ihn zu verkünden und anzubieten, ist unser Auftrag und unsere eigentliche Kompetenz.

Zeitenwende und persönliches Heil

Die Vorbereitung auf das Jahr 2000 kann wirklich auch eine geistliche Chance sein, wenn wir uns gemeinsam auf Jesus Christus besinnen. In dieser Besinnung auf den Glauben liegt auch die Rechtfertigung dafür, daß wir unsere Jahre weiterhin nach Christi Geburt berechnen. Die Zeitenwende will auch im persönlichen Glauben angenommen sein. Dadurch wird sie von einer Zeitenwende zu einer Lebenswende, von einem Datum zu einem persönlichen Ereignis, von einer Berechnung zur Erfahrung von Heil. Nichts weniger als das erbitten wir uns: Die Erfahrung von Heil in Jesus, Gottes und Mariens Sohn. □

Mit Vorliebe begeht der Römische Ritus die Feste des liturgischen Jahres nach dem Zeitmaß, das uns die Hl. Schrift für bestimmte Ereignisse überliefert. So feiern wir 40 Tage nach Weihnachten jenes Fest, das im deutschen Sprachraum als „Mariä Lichtmeß“ bezeichnet wird.

Ohne Zweifel begegnet uns hier eine der ehrwürdigsten Feiern der Christenheit und ihr Inhalt vermag uns mitten in die Tiefe des christlichen Heilsmysteriums zu führen.



Pater Sven Conrad FSSP,
Priesterbruderschaft St. Petrus

Unmittelbarster und direkter biblischer Bezugspunkt zu unserem Fest ist Lev 12, 2. Hier spricht der Herr zu Moses über das Reinigungsopfer¹ der Frau nach der Geburt:

„Ein Weib, welches empfangen hat und einen Knaben gebärt, soll sieben Tage unrein sein, wie zur Zeit ihrer monatlichen Reinigung (...) Und wenn die Tage ihrer Reinigung vorüber sind, (...) soll sie ein einjähriges Lamm zum Brandopfer und eine junge Taube oder eine Turteltaube zum Sündopfer vor den Eingang des Zeltes des Zeugnisses bringen und dem Priester übergeben.“

Zudem war ja jede Erstgeburt ausschließlich dem Herrn geweiht und mußte ausgelöst werden.

Diese Bestimmungen sind in ihrer direkten und eigentlichen Bedeutung nicht auf den neugeborenen Herrn und seine jungfräuliche Mutter anzuwenden, sondern nur in einem bestimmten übertragenen Sinn.

Seit altersher hat die Kirche sowohl in der liturgischen Tradition des Westens als auch des Ostens weit größere Bedeutungszusammenhänge des in Lk 2, 22ff berichteten Ereignisses aufge-

„Schmücke dein Brautgemach, Sion...“

Gedanken zum Fest „Mariae Lichtmeß“

Von P. Sven Conrad FSSP

wiesen als die bloße Unterwerfung des menschengewordenen ewigen Gottessohnes unter das mosaische Gesetz.

Das erste historische Zeugnis, das von unserem Fest berichtet, entstammt dem um das Jahr 385 verfaßten Bericht der altchristlichen Jerusalempilgerin Egeria. Sie schreibt:

„Der 40. Tag nach Epiphanie (zu dieser Zeit fielen Weihnachts- und Epiphaniefest in Jerusalem noch zusammen) wird hier wirklich mit den allergrößten Ehren gefeiert. Wie an Ostern wird alles nach seiner Ordnung vollzogen. Es predigen auch alle Priester und der Bischof - immer über die Stelle aus dem Evangelium, wo Josef und Maria den Herrn am 40. Tag in den Tempel trugen und Simeon und die Prophetin Hanna, die Tochter Penuels, ihn sahen, und über ihre Worte, die sie sprachen, als sie den Herrn sahen und über das Opfer selbst, das die Eltern darbrachten.“ (Reisebericht, Kap. 26)

Dem Inhalt des Evangeliums gemäß trägt das Fest in der byzantinischen Liturgie den Namen „Hyperpante“, d. h. „Begegnung“. Das Jesuskind wird in den Tempel getragen und begegnet dort Simeon und Hanna; Alter und Neuer Bund begegnen sich im Tempel.

Der Tempel zu Jerusalem war in gewissen Sinne das Herzstück, der zentrale Ort der Gottesverehrung des Alten Bundes. Wir können nur erahnen, wie sehr die Zerstörung des salomonischen Tempels, der dem Babylonischen Exil vorausging, den gläubigen Israeliten getroffen haben muß. Der Tempel wurde in seiner Verwüstung ein Symbol jenes Elendes, in das das Volk sich durch die Sünde und den Abfall vom Bund gestürzt hatte.

Nach der Rückkehr aus dem Exil wurde der Tempel wieder errichtet und geweiht.

Herodes schließlich restaurierte und erweiterte ihn abschließend, als

er den Thron fest innehatte. Wahrscheinlich wollte er, der als Ausländer gebrandmarkt war, den Juden schmeicheln.

Doch gerade diese Umwandlung durch Herodes bereitete dem gesetzestreuem Juden Schwierigkeiten und Zweifel an der gültigen Weihe des Ortes.

All dies vermittelt uns ein treffendes Bild über die Bedeutung und Stellung des Alten Bundes im Gesamt der Heilsgeschichte.

Es ist ein unergründliches Geheimnis, daß Gott, seitdem er aus Staub den Menschen gebildet und ihm seinen Lebensodem eingehaucht hat, nichts anderes von seinem Geschöpf erwartet als Liebe. „Die Schöpfungsgeschichte ist von Anbeginn Brautwerbung Gottes und Zurrüstung der Braut“ (Eugen Mederlet, Die Hochzeit des Lammes, S. 117). Diese Liebe zu seinem Schöpfer hatte Adam verweigert, diese Liebe hat er zurückgewiesen, als er nach der verbotenen Frucht griff.

Gott erwählte sich nun ein Volk zum Eigentum, dem er die Verheißung der Brautschaft schenkt.

Der Tempel zu Jerusalem war die sichtbare Garantie dafür, daß der Bundesgott auch wirklich unter seinem Volke Wohnung genommen hatte und es schützte.

Noch aber stand der Mensch unter dem Gesetz der Sünde. Die Frage also, ob der Tempel gültig geweiht sei, können wir erweitern auf den gesamten Alten Bund. Hat er den Menschen befreit aus der Sünde? Ist der Tempel des Alten Bundes wirklich schon die Stätte, an der man Gott schauen, ihm ohne Hindernis begegnen darf?

Nun, wir wissen, daß die Erlösung noch nicht vollzogen war! Nur schattenhaft und wie im Abbild war sie vorgezeichnet durch den alttestamentlichen Tempeldienst. Der Tempel war noch nicht wirklich zum Ort gewor-

den, wo die durch die Sünde entstandene Trennung zwischen Gott und dem Menschen beseitigt ist, wo die bräutliche Vermählung zwischen Schöpfer und Geschöpf stattfindet.

Dem Gesetze gemäß wird der kleine Jesusknabe 40 Tage nach der Geburt in eben diesen Tempel getragen zur Reinigung und zum Loskauf.

In diesem Gang zum Tempel sieht der hl. Bernhard von Clairvaux das Urbild jener Prozessionen, die die Kirche seit alter Zeit am Lichtmeßtage abhält, wenn er sagt:

„Josef und Maria bringen den Herrn in den Tempel, Simeon und Hanna nehmen ihn in Empfang. Von diesen Vieren ist die Prozession gefeiert worden, die heute in allen vier Himmelsrichtungen in festlicher Freude zur Erinnerung abgehalten wird“ (1. Predigt zu Mariä Reinigung, 1. Abschnitt)

Das „wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet“ (Joh 1) wird in den alten Tempel getragen, um die Finsternis der Sünde endgültig zu vertreiben.

In wunderbarer und wohl unübertroffener Weise deutet diesen Einzug in den Tempel, den wir mit brennenden Kerzen in den Händen nachahmen, jener Gesang, den die Römische Liturgie anstimmt, wenn die Prozession das Innere der Kirche wieder betritt:

„Schmücke dein Brautgemach, Sion, und nimm auf Christus, den König. Umfange Maria; sie ist die Pforte des Himmels; sie trägt ja den König neuleuchtender Glorie. Dort steht die Jungfrau; auf ihren Händen bringt sie den Sohn, gezeugt vor dem Morgenstern. Simeon nimmt ihn auf seine Arme und kündigt den Völkern: Das ist der Herr über Leben und Tod, der Heiland der Welt.“

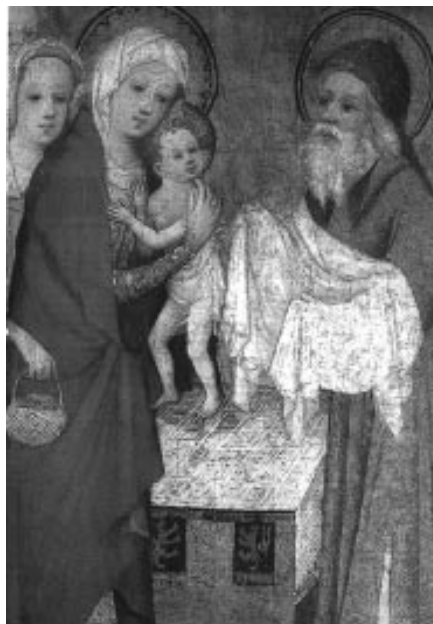
Eben hatten wir die Heilsgeschichte als Geschichte des bräutlichen Verbens Gottes um die Liebe des Menschen betrachtet. Gott selbst nun hat die menschliche Natur angenommen. In einer langen Tradition katholischer Schriftauslegung können wir diese Menschwerdung als Vermählung verstehen, die zweite Person der Allerheiligsten Dreifaltigkeit hat die menschliche Natur angenommen und so ihre durch die Sünde verlorene Würde „wunderbarer erneuert“ (cf. Trad. Röm. Ritus, Gebet zur Vermischung von Wein und Wasser). Mit einem geistlichen Schriftsteller unserer Tage können wir die Heilsgeschichte unter dem Schriftwort be-

trachten: „Ein König hielt seinem Sohne Hochzeit“ (Mt 22, 2).

Für diese Hochzeit mußte die Sünde, d. h. das trennende Moment, zerstört werden, und genau dies geschah in der Erlösung, dies geschah dadurch, daß Christus sich eine reine Braut erwirbt am Stamme des Kreuzes durch sein Opfer. Der Herr ist auf Erden erschienen, um Hochzeit zu halten, um sich eine Braut zu erwerben und ihr als Hochzeitsgabe seinen Leib und sein Blut zu schenken.

Weihnachten ist auf die Feier des Ostermysteriums bezogen wie die Geburt auf Kreuz und Auferstehung. Das liturgische Bindeglied beider Festkreise des Kirchenjahres ist „Mariä Lichtmeß“, jener Tag, an dem der Herr zum Opfer in den Tempel getragen wird.

Der hl. Bernhard sagt dazu: „Heute wird nämlich dem Schöpfer die er-



Darstellung Jesu im Tempel - Fest „Mariä Lichtmeß“

habene Frucht der Erde dargebracht, heute wird das versöhnende und gottwohlgefällige Opfer mit jungfräulichen Händen im Tempel dargebracht, getragen von den Eltern, erwartet von den Greisen. Josef und Maria bringen das Morgenopfer dar, Simeon und Hanna nehmen es in Empfang“ (2. Predigt zu Mariä Reinigung, 1. Abschnitt).

Der hl. Kirchenlehrer spielt hier auf den Tempelkult an, wo am Morgen und am Abend ein Opfer dargebracht wurde. Die Darstellung des Herrn im Tempel also bezeichnet er als Morgenopfer und setzt sie an anderer Stelle in Beziehung zum Abendopfer, d. h.

zum Opfer der neunten Stunde des Karfreitages: „Der Tag wird kommen, an dem er nicht durch fremdes Blut (gemeint das Blut der Turteltauben) losgekauft wird, denn Gott, sein Vater, hat ihn zur Erlösung für sein Volk gesandt. Das wird dann das Abendopfer sein, das heutige aber ist das Morgenopfer“ (3. Predigt zu Mariä Reinigung, 2. Abschnitt).

„Dort steht die Jungfrau, auf ihren Händen bringt sie den Sohn“ (Gesang zum Einzug in die Kirche). - Der Herr zieht in das alttestamentliche Heiligtum, um dem greisen Alten Bund seine Erfüllung anzudeuten, um den Tag anzukünden, da durch sein Opfer der Vorhang des Tempels, das absolute Getrenntsein des Menschen von Gott, zerreißt.

An diesem Tag seines Opfers wird er den neuen Tempel errichten, den Tempel des neuen und ewigen Bundes in seinem Blute, den Tempel seines Leibes, seiner Kirche.

Für diese Kirche durfte der alttestamentliche Tempel Vorbild sein, in Maria sehen wir das vollendete Urbild derselben. Sie ist in herausragender Weise Wohnstätte des Allerhöchsten geworden, da sie den Herrn in ihrem jungfräulichen Schoße tragen durfte.

Proklus von Konstantinopel grüßt die Gottesmutter mit den Worten: „O Tempel, in dem Gott Priester geworden ist.“ Von Maria nämlich nahm der Herr jenes Fleisch an, das er dahingab zum Heile der Welt und das er seiner Braut, der Kirche, mit dem Worte schenkt: „Das ist mein Leib“.

„Schmücke dein Brautgemach, Sion!“ (Gesang s. oben). Die Feier der hl. Liturgie läßt uns teilhaben an diesem großen Geheimnis des Festes „Mariä Lichtmeß“. Wenn wir die brennenden Kerzen in Händen tragen, feiern wir das Licht der Gnade, das unserer Seele durch das „wahre Licht“, Christus, geschenkt ist; unser Licht symbolisiert aber auch unsere Teilhabe und Teilnahme an seinem Opfer. Deswegen läßt die alte Römische Liturgie die Anwesenden die brennenden Kerzen in den Händen halten, nicht nur zur Prozession und zum Gesang des Evangeliums, sondern auch zum Kanon, wenn sein Opfer vollzogen wird, zur Reinigung und zum Loskauf des Volkes. □

¹Ein wichtiger Gesichtspunkt bei dieser Reinigungsvorschrift war u.a. der Schutz der Frau unmittelbar nach der Geburt.

Die eucharistische Vollgestalt als Maßstab zur Beurteilung priesterloser Gottesdienste

Von Anton Ziegenaus

Im vorausgehenden Teil stellt der Verfasser zunächst dar, daß der Sonntag schon bei den ersten Christen der Tag der Eucharistiefeier ist. Er begründet die besondere Bedeutung des Sonntags als Tag der Eucharistiefeier im Leben der Christen. Sie liegt darin, daß er der Tag der Auferstehung Christi und der erhofften Neuschöpfung der Welt ist, weiter der der Auferweckung in der Taufe, der Tag, an dem durch die Auferstehung Christi sein Tod als Heilstod für alle kund wurde. Hier liegt auch der Ursprung der Kirche. Der Autor weist darauf hin, daß in der Eucharistiefeier der eigentlich Handelnde der Herr ist. Er ist auch der eigentliche Verkündiger. Andere Prediger brauchen dazu die Bevollmächtigung durch die Kirche. Der Herr ist in der Eucharistiefeier anwesend in der Person dessen, der den priesterlichen Dienst vollzieht. Er ist auch unter den eucharistischen Gestalten von Brot und Wein anwesend. Ferner ist er anwesend, wenn die heiligen Schriften verlesen werden. Da die Eucharistiefeier Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens ist, ließen sich die ersten Christen die Teilnahme daran am Sonntag, der damals Arbeitstag war, viel kosten.

Die priesterlosen Gottesdienste: Ihre konkrete Durchführung

In diesem zweiten Kapitel sollen verschiedene Formen von priesterlosen Gottesdiensten bzw. die Bestimmungen dazu vorgestellt werden. Die Vielfalt kann anregend und bewußtseinsbildend wirken. Da dem systematischen Theologen häufig mangelnder Praxisbezug vorgeworfen wird, läßt sich nebenbei noch zeigen, daß sich auch die Praktiker nicht einig sind.

Priesterlose Gottesdienste sind schon lange, auch vor dem Konzil, in

der Mission üblich gewesen, wobei eine Kommunion erst mit der Erlaubnis der Kommunionsspendung durch Laien hinzugekommen ist. Der Katechist war auf der Außenstation für den Gottesdienst verantwortlich. Doch verlangte man, nach Möglichkeit zur Sonntagsmesse zu erscheinen, sogar wenn die Christen auf der Station übernachteten mußten. Die heutige Motorisierung, vor allem des Priesters, hat allerdings auch in Afrika die Teilnahme an der Sonntagsmesse erleichtert. Wie im Altertum bemühte man sich, dem Sonntag mit der Eucharistie eine zentrale Stelle im Leben der Christen zu sichern. Interessant und überlegenswert blieb aber der Grundsatz, daß an den fünf großen Festtagen - etwa in Peramiho/Tansania - die Christen alle zur Zentralstation gekommen sind; bei dieser Gelegenheit wurden auch andere Bedürfnisse (Einkäufe, medizinische Behandlung, Zahnarzt) erledigt. Solche Zusammenkünfte und gemeinsame Wege, gleichsam Meßwallfahrten, förderten verständlicherweise auch die menschliche Begegnung der Christen.¹²

Die Gemeinsame Synode der Bischöfe in der Bundesrepublik Deutschland hat in einem Beschluß 16 Nr. 2 („Gottesdienste“) ausführlich zur sonntäglichen Eucharistiefeier Stellung bezogen. Sie ist „die vornehmste Aufgabe der Kirche und jeder ihrer Gemeinden“, eine „Grundverpflichtung“ der Gemeinde. Ohne einen Legalismus vertreten zu wollen, spricht die Synode von einer „ernsthaften Verpflichtung gegen Gott und die Gemeinde“ und einem „schweren Widerspruch“ zu dem, was ein Christ Gott und der Gemeinschaft der Kirche schuldig ist, wenn jemand ohne schwerwiegenden Grund und immer wieder der Eucharistiefeier fernbleibt. Das Kirchengebot will „die innere

Verpflichtung“ bewußt machen und zur Selbstbindung des Gläubigen führen.

Die Synode drückt auch ihre Überzeugung aus, daß das gottesdienstliche Leben in einer Pfarrei verarmt, wenn ausschließlich die Eucharistie, die „Hochform des Gemeindegottesdienstes“, gefeiert wird. Deshalb sollen auch andere Formen von Gottesdiensten (Vespern, Andachten, Wortgottesdienste) gepflegt und erneuert werden, etwa am Samstag- oder Sonntagabend.

Wegen der Priesternot und zur Vermeidung einer Überlastung der Priester kommt dann die Synode auf priesterlose Gottesdienste zu sprechen. Zunächst aber empfiehlt sie, die Reduzierung des Meßangebots in innerstädtischen Pfarreien usw. zu prüfen. Also keine priesterlosen Gottesdienste, so lange in den Städten das Angebot die Bedürfnisse übersteigt und deshalb Priester auswärts aushelfen können. Praktisch denkt die Synode wohl an „ländliche Gebiete“, wo ein Priester mehrere Filialen zu betreuen hat, wenn sie priesterlose Gottesdienste ins Auge faßt.

Die Synode nennt angesichts der Priesternot klar die Alternativen: Entweder man bildet für die sonntägliche Eucharistiefeier Mittelpunktsorte oder reduziert die Sonntagsmessen an kleineren Orten und hält an diesen Orten priesterlose Gottesdienste. Die Gründe, die für beide Möglichkeiten vorgebracht werden, sind - auf diese Feststellung sei Wert gelegt - nicht-theologischer Art: Die Mobilität und die sonst praktizierte Konzentration auf Zentralorte - so bei der Schule zur Ermöglichung der besseren Ausbildung, bei der kommunalen Selbstverwaltung oder bei Einkaufszentren (auch beim Pfarramt!) - sprechen für

die Bildung von Mittelpunktsorten. Man müßte seit 1975 noch hinzufügen: Es fehlen die Gastwirtschaften, die Kindergärten, der Arzt und viele Spezialläden. Die Synode entscheidet sich aber letztlich zugunsten der zweiten Möglichkeit: Man suche überall lebendige Basisgemeinden zu bilden, die ohne sonntäglichen Gottesdienst nicht bestehen könnten; man müsse der „Verkümmerung solcher Gemeinden entgegenwirken“. Die Synode thematisiert dann die Schwierigkeiten, wenn der verantwortliche Leiter solcher Gottesdienste kein hauptamtlicher Mitarbeiter im Gemeindedienst ist. Zur äußeren Form wird festgestellt, daß man sich an der Messe orientieren soll (Schriftlesung, Gebete, Fürbitten vom Sonntag; Mitwirkung des Organisten, der Ministranten, des Chores) aber nicht der Eindruck entstehen soll, „es handle sich um eine Meßfeier, der lediglich das Hochgebet fehlt“. Apodiktisch wird dann festgestellt: „Damit ist in dieser Situation der Sinn der Sonntagspflicht erfüllt.“ Diese Formulierung verdient noch eine nähere Beleuchtung. Zum Schluß wird bemerkt: „Bei all den notwendigen Bemühungen um einen sonntäglichen Gottesdienst ohne Priester muß deutlich bleiben, daß es sich um eine Notsituation handelt, die alle zur Sorge um genügend Priester aufruft.“

1988 wurde von der römischen Kongregation für den Gottesdienst das Direktorium „Sonntäglicher Gemeindegottesdienst ohne Priester“ herausgegeben.¹³ Im ersten Hauptteil wird die Bedeutung des Sonntags unter Berufung auf die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums (Nr. 106) hervorgehoben, daß die Kirche „aus aposto-

lischer Überlieferung, die ihren Ursprung an den Auferstehungstag Christi zurückführt“, das „Paschamysterium“ feiert. „An diesem Tag müssen die Christgläubigen zusammenkommen, um das Wort Gottes zu hören, an der Eucharistiefeyer teilzunehmen und so des Leidens, der Auferstehung und der Herrlichkeit des Herrn Jesus zu gedenken ...“ (SC 106).

Im zweiten Kapitel werden dann allgemeine Bestimmungen für priesterlose Sonntagsgottesdienste herausgestellt: Die Gläubigen sind über die Bedeutung der Eucharistie zu unterrichten. Die Möglichkeit der Teilnahme an einer Messe in der Nachbarschaft ist zu überlegen. Gedacht ist an einen Wortgottesdienst, „der - wo es angemessen erscheint - durch die Kommunion abgeschlossen werden kann“. Der Ersatzcharakter derartiger Feiern muß klar sein. Wenn am selben Ort und am selben Tag (Vorabend eingeschlossen) schon eine Messe gefeiert wurde, dürfen solche Gottesdienste nicht stattfinden. Vor Einführung solcher Gottesdienste sollen andere Möglichkeiten geprüft werden, denn, so das Direktorium unter Berufung auf Presbyterorum Ordinis Nr. 6, „die christliche Gemeinde wird nur aufgebaut, wenn sie Wurzel und Angelpunkt in der Feier der Eucharistie hat“. Da es sich weniger um priesterlose Gottesdienste, sondern um Gottesdienste in „Erwartung“ des Priesters handelt, soll um Berufungen gebetet werden. Im dritten Kapitel werden konkrete Anweisungen gegeben: Vor allem wird auf den Unterschied zwischen Diakon und Laien hingewiesen. Der Diakon kann bei Grußrufen („Der Herr sei mit

euch“), Segen und Entlassung so sprechen, wie es seinem Amt zusteht, und den Vorstehersitz benutzen; er trägt Albe und Stola. Ein Laie verhalte sich dagegen „wie einer unter gleichen“, (etwa beim Segen: „Es segne uns“) benutze nicht den Vorstehersitz und den Altar nur zum Niederstellen des konsekrierten Brotes vor der Kommunionausteilung. Eine geistliche Verbindung mit der Gemeinde, in der die Eucharistie gefeiert wird, soll hergestellt werden. Der Laie soll eine vom Pfarrer vorbereitete Predigt verlesen.

Es läßt sich nicht leugnen: Zwischen der Konzeption der deutschen Synode und dem Direktorium bestehen nicht geringe Unterschiede.

Es sollen nun in Kürze konkrete Anweisungen in einzelnen Diözesen vorgestellt werden. In der Diözesansynode Augsburg 1990¹⁴ wird an den Auftrag Christi erinnert. Der erhöhte Herr macht in der Gedächtnisfeier sein österliches Heilswerk gegenwärtig und den Gläubigen zugänglich. Er nimmt sie in seinen liebenden Gehorsam, in seine Hingabe an den Vater hinein. Nach Augustin lerne die Kirche durch Jesus, sich selbst zu opfern. In Notsituationen solle man an der Eucharistie in der Nachbarschaft teilnehmen, erst dann seien priesterlose Gottesdienste ratsam, doch ihr Ersatzcharakter muß klar sein. Wörtlich heißt es: „Kann aber ein Priester gefunden werden, hat die Meßfeier in jedem Falle Vorrang vor dem Wortgottesdienst ohne Priester“. Solche Gottesdienste seien auch deshalb nötig, damit die Zeit nicht von Vereinen besetzt wird. Der Gottesdienst ist vom

¹² Dem langjährigen Chronisten der Erzabtei und der Kongregation der Missonsbenediktiner, P. Frumentius Renner, sei für seine Mitteilungen hier ausdrücklich gedankt.

¹³ Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz: Verlautbarungen des Apost. Stuhls, Nr. 94.

¹⁴ Diözesansynode Augsburg 1990. Die Seelsorge in der Pfarrgemeinde, Donauwörth 1991, 141ff, 156ff.

¹⁵ Leitlinien zur Ausbildung von Wortgottesdienstleiterinnen und -leitern in der Diözese Passau vom 15.1.1993; unterzeichnet von Bischof Franz X. Eder. Handschriftlich ist diesem vom Seelsorgeamt dem Verfasser mitgeteilten

Leitlinien angefügt: „Zur Kommunionausteilung: Beschluß der Dekanekonferenz und des Kapitels: in Zukunft ohne Kommunionfeier.“

¹⁶ Vgl. B. Kirchgessner, Kein Herrenmahl am Herrentag? Eine pastoral-liturgische Studie zur Problematik der sonntäglichen Wort-Gottes-Feier, Regensburg 1996, S. 12ff: Filiale Oberrohrbach, Erzdiözese Wien.

¹⁷ Theologisch kann das große Gefolge (im Vergleich zum Priester, der nur mit Ministranten einzieht) eine Heraushebung oder eine Gleichstellung des Leiters mit den übrigen bedeuten.

¹⁸ S. 3-36.

¹⁹ Im „Zollern-Alb-Kurier“ (Diözese

Stuttgart Rottenburg) stand am 12.8.1997 zum priesterlosen Gottesdienst: „Messe ohne Pfarrer — Christen verkünden Gottes Wort - Denkwürdiger Tag in der Kirchengeschichte.“ Abgesehen davon, daß keine dieser (Unter-) Titel stimmt („Messe“, „Christen“ - sind Priester keine Christen?, „Kirchengeschichte“) wird auch hier wie in der Untersuchung der Eindruck erweckt, es sei ein Schritt voran geschehen, ein Fortschritt.

²⁰ Vgl. B. Kirchgessner, S. 22: An einem Umfrageort wurde statt nach dem Gottesdienst eine Hausumfrage angestellt; die Bewertung des priesterlosen Gottesdienstes fiel negativer aus.

Ambo aus zu halten. Der Altar werde nicht benützt; auf ihm liege die Stola des Priesters.

Die Diözese Passau¹⁵ hält die priesterlosen Gottesdienste in der Form von Wortgottesdiensten ohne Kommunionfeier. Zurecht wird deshalb großer Wert auf eine gediegene Ausbildung der Verantwortlichen gelegt. Zur Predigt ist vor allem an hauptamtliche Mitarbeiter gedacht; dabei sind Predigtgesprächskreise mit dem Pfarrer und Lesepredigten vorgesehen. Auch anderswo scheinen solche reinen Wortgottesdienste üblich und vom Volk angenommen zu sein.¹⁶

In einem vom Bischöflichen Ordinariat der Diözese Rottenburg herausgegebenen Manuskript für „Wortgottesdienste“ für die Sonntage der Ferienzeit 1997 werden ausgearbeitete Modelle für priesterlose Gottesdienste vorgelegt. Sie sind für „Notfälle“ gedacht und haben die Form von Wortgottesdiensten mit möglicher Kommunionausteilung. Positiv fallen der ausgedehnte Bußritus und die eucharistische Anbetung vor der Kommunionsspendung auf. Zur Auslegung der Schrifttexte werden drei Möglichkeiten genannt: Eine Ansprache, falls der Leiter eine Predigterlaubnis besitzt, eine Lesepredigt oder ein Brief des Pfarrers zum Sonntag. Wegen der - heute oft reduzierten und an sich begrüßenswerten - Anbetung und der nicht zentralen Lage des Tabernakels in vielen neuen Kirchen muß natürlich der Altar benutzt werden. Mit einem großen Gefolge (Lektor, Kantor, Kommunionhelfer, Ministranten) zieht der Leiter¹⁷ ein und alle „gehen zu ihren Sitzen“. Eine Unterscheidung zwischen Diakon und Laien-Leiter wird nicht gemacht, eine Fürbitte für Priesternachwuchs fehlt. Die Segensbitte geschieht in inklusiver Form (Es segne uns!).

Auf weitere Richtlinien anderer Diözesen kann hier nicht mehr eingegangen werden, doch sei zum Abschluß dieses Kapitels noch das Ergebnis einer Umfrage B. Kirchengessners in Gemeinden mit priesterlosen Gottesdiensten vorgestellt.¹⁸ Es wurden acht Fragen gestellt, und zwar zur Altersgruppe der Befragten, zur Häufigkeit der Teilnahme am Sonntagsgottesdienst, zur Einstellung zu

den priesterlosen Gottesdiensten und zu ihrer Gestaltung, zur Bevorzugung von Wortgottesdiensten mit oder ohne Kommunionfeier, zur Präferenz eines priesterlosen Gottesdienstes in der eigenen Gemeinde oder einer Eucharistiefeier auswärts, zur Einstellung zum Leiter und zur Frage, ob die Einführung des priesterlosen Sonntagsgottesdienstes zu einer Verlebendigung des Gemeindelebens und -bewußtseins geführt habe.

Das Gesamtergebnis aus allen sieben Pfarreien sei nun zu einigen Fragen wiedergegeben.

Frage 3: In Ihrer Gemeinde gibt es den „priesterlosen Sonntagsgottesdienst“. Wie stehen Sie dazu?

Die Antworten: Ich begrüße es: 42,9 - Ich finde mich damit ab: 48,0% - Ich lehne es ab: 6,9% -Ohne Angaben: 2,2%

Dieses Ergebnis wird in der Untersuchung als „negativ“ und Ausdruck eines „vorkonziliaren“ und „vorherrschenden Kirchen- und Priesterbilds“ qualifiziert. Es kann jedoch auch ein gutes Gespür für das theologisch Wünschenswerte ausdrücken. Überhaupt ist die Frage unklar: Heißt „begrüßen“ für objektiv¹⁹ oder nur für situationsbedingt (besser als nichts) für gut finden?

Frage 4 zeigt, daß 79,4% mit der konkreten Gestaltung des priesterlosen Gottesdienstes zufrieden sind, Frage 5, daß 83,3% einen Wort-

Christus selbst, der ewige Hohepriester des Neuen Bundes, bringt durch den Dienst der Priester das eucharistische Opfer dar. Ebenso ist es Christus selbst, der beim eucharistischen Opfer die Opfergabe ist. Er selbst ist unter den Gestalten von Blut und Wein wirklich gegenwärtig.

Nur gültig geweihte Priester können der Eucharistiefeier vorstehen und Brot und Wasser konsekrieren, damit diese Leib und Blut des Herrn werden.

Qu.: *Katechismus der kath. Kirche*, S. 386; Ziff. 1410/1411

gottesdienst mit Kommunionfeier einem reinen Wortgottesdienst vorziehen. Frage 6 bezieht sich auf die Präferenz (priesterloser Gottesdienst am Ort oder Eucharistiefeier auswärts): 69,1% sind für den priesterlosen Gottesdienst, 25,5% für die volle Eucharistiefeier. Auch hier ist die Aussagekraft dieser Antwort zu prüfen. Die Befragten waren Teilnehmer an einem priesterlosen Gottesdienst. Nicht erfaßt werden in dieser Statistik jene, die sich bereits für einen Eucharistiegottesdienst auswärts entschieden haben oder die wegen dieser Form möglicherweise schon ganz weggeblieben sind.²⁰

Interessant ist noch Frage 8: Durch den priesterlosen Gottesdienst wurde das Gemeindeleben nach Ansicht von 33,4% aktiviert, 35,0% verneinen dies und 27,7% sind unentschieden. Da von den Seelsorgsämtern zur Untersuchung kaum schlecht funktionierende Pfarreien vorgeschlagen wurden, ist dieses Ergebnis mehr als ernüchternd. Abgesehen davon, woran sich denn eine „Verlebendigung des Gemeindelebens“ messen läßt, erfolgt zwar ein stärkeres Engagement von Laien - was an sich positiv ist -, jedoch könnte dieses Engagement einiger woanders fehlen, und sich die Mehrheit weiterhin passiv verhalten. Engagement, d. h. guter Wille und Einsatz, ersetzt aber noch nicht die Ausbildung und könnte deshalb auch den „Frust“ fördern. Oder aber der Leiter ist theologisch und pastoral ausgebildet, ein Hauptamtlicher, vom Ordinariat geschickt, importiert und deshalb kein belebendes Element einer sich selbst versorgenden Gemeinde, sondern einer von außen versorgten. Die Rede von der Chance, die in der Einführung priesterloser Gottesdienste liegt, sollte nicht gebraucht werden.

(Fortsetzung folgt)

Der Beitrag ist entnommen aus: „Die heilige Liturgie“, *Referate der Internationalen Theologischen Sommerakademie 1997 des Linzer Priesterkreises*, Hrg. Dr. Franz Breid, mit Beiträgen von Kardinal Ratzinger, Bischof Kapellari, Prof. R. Spaemann, Erzbischof Sepe, Prof. Leo Scheffczyk, u.a., Ennstaler Verlag, A-4402 Steyr.

Die Marianische Priesterbewegung

Ursprung - Verbreitung - Spiritualität

Von Robert Kramer

Der Ursprung

Am 8. Mai 1972 nahm der italienische Priester Don Stefano Gobbi an einer Wallfahrt nach Fatima teil. Dort besuchte er auch die Erscheinungskapelle, um für einige Priester zu beten, die nicht nur ihre Berufung vertreten hatten, sondern bereits Vereinigungen organisierten, die sich der Autorität des kirchlichen Lehramtes widersetzen wollten.

Bei diesem Gebet wurde Don Gobbi innerlich gedrängt, sich ganz Maria anzuvertrauen und Priester zu sammeln, die sich dem Unbefleckten Herzen der Gottesmutter weihen, sich entschieden dem Papst und der mit ihm vereinten Kirche verbunden wissen und die Gläubigen in den sicheren Zufluchtsort des mütterlichen Herzens Marias führen.

Die Verbreitung

Noch im Oktober 1972 trafen sich in der Pfarrgemeinde Gera Lario (Como) drei Priester zum gemeinsamen Gebet, um den Gedanken Don Gobbis in die Tat umzusetzen. Im März 1973 zählte diese neue Vereinigung 40 eingeschriebene Priester, im September waren es bereits 80. Zu einem Treffen in San Vittorino bei Rom kamen 25 Priester. 1974 fand ein Zönakel (coenaculum = Abendmahlssaal) gemeinsamen Betens von Priestern und Gläubigen statt. Diese Form verbreitete sich rasch in Europa und der ganzen Welt.

Über dreihundert Bischöfe und über sechzigtausend Priester haben sich bis heute der „Marianischen Priesterbewegung“ angeschlossen. Die Anzahl der Ordensleute und Laien, die sich im „Helferkreis der Marianischen Priesterbewegung“ zusammengefunden haben, kann nur geschätzt werden; sie dürfte die

Millionengrenze überschritten haben.

Überall gibt es Landessekretariate, die die Aufgabe haben, Priestern wie Laien zu helfen, die Spiritualität der „Marianischen Priesterbewegung“ besser zu verstehen und zu leben. - z.B. für Deutschland in D-78250 Tengen, Blumenfeld, Schloßstr. 8; oder für Österreich in A-1130 Wien, Schrutkagasse 48 bzw. A-5010 Salzburg, Postfach 43; oder für die Schweiz in CH-5400 Baden, Redemptoristen Mariawil, Bruggerstr. 143.

Die „Marianische Priesterbewegung“ ist keine rechtlich errichtete

Organisation mit Mitgliederbeiträgen, sondern ein „Geist“, eine „Gesinnung“, d.h. eine ganz persönliche Bindung an die Muttergottes. Wer sich als Priester oder als Laie der Bewegung anschließt, indem er ein Anmeldeblatt an das Landessekretariat schickt, bekommt das „Blaue Büchlein“ zugestellt. Den maßgeblichen Anteil an dieser Verbreitung der „Marianischen Priesterbewegung“ hatte das Büchlein „Die Muttergottes an die Priester, ihre vielgeliebten Söhne“, das auf sog. innere Einsprechungen zurückgeht, die Don Gobbi seit Juli 1973 niederschrieb. Diese Niederschriften sam-

Der Gründer der marianischen Priesterbewegung Don Gobbi mit dem Heiligen Vater Johannes Paul II.



melte sein Seelenführer und brachte sie schließlich als kleine Broschüre heraus, die im Laufe der Jahre immer wieder ergänzt wurde (heute bereits in der 21. italienischen Ausgabe, in der 10. deutschsprachigen Ausgabe). Gerade diese Form „innerer Einsprechungen“ - Maria redet unmittelbar zu Don Gobbi oder wendet sich an die Priester bzw. Gläubigen - brachte dem Büchlein mitunter herbe Kritik ein; andererseits wurde es aber von den „Kleinen“ begeistert aufgenommen, weil sie hier eine unmittelbare Weisung in der Zeit der nachkonziliaren Wirren erfuhren.

Die Spiritualität

Für die Priester sind vor allem drei Verpflichtungen charakteristisch: die Weihe an das Unbefleckte Herz Mariens; die Einheit mit dem Papst und der mit ihm verbundenen Kirche; die Hinführung der Gläubigen zu einem Leben der Hingabe an Maria. Für Ordensleute und Laien besteht die dritte Verpflichtung in der Bereitschaft, sich täglich um eine Umkehr auf dem Weg des Gebetes und der Buße zu bemühen.

Die Weihe an das Unbefleckte Herz Mariens

Der Glaubensabfall unserer Zeit hat ein Ausmaß angenommen, das die Selbsterstörung der Menschheit heraufbeschwört. Getrennt von Gott häufen sich die Probleme in allen Bereichen des öffentlichen und privaten Lebens. In dieser Situation bietet die Gottesmutter allen Menschen ihr mütterliches Herz als Zufluchtsstätte an, um ihnen zu helfen, ihrer Berufung zu entsprechen. Maria will gleichsam in allen leben und durch alle handeln; dem dient die Weihe an ihr Unbeflecktes Herz. In ihr verspricht man vor allem, ein Beispiel christlicher Tugend und Reinheit vorzuleben; zum Heiligen Vater und zu den in Treue mit ihm verbundenen Bischöfen und Priestern zu stehen und für die Rettung aller Menschen im Geiste der Buße und des Gebetes zu wirken, das hl. Meßopfer mitzufeiern, täglich den Rosenkranz zu beten und entsprechend dem Evangelium ein opferfreudiges Leben zu führen - fähig zu Verzicht und Sühne (nach dem Weihegebet).

Die Einheit mit dem Papst und der mit ihm verbundenen Kirche

Als zweites wünscht die Gottesmutter, daß alle Gläubigen zu jener Einheit zurückkehren, die Christus seiner Kirche so sehr ans Herz gelegt hat. Deshalb ist die zweite Verpflichtung eine unerschütterliche Liebe zum Papst; die Bereitschaft, für ihn zu beten und zu leiden; auf seine Worte (Lehren und Unterweisungen) zu hören und diese zu verbreiten und ihm in allem unbedingt zu gehorchen. Diese Verpflichtung gilt auch gegenüber den Bischöfen und Priestern, die nicht im Widerspruch zu Rom leben. Statt öffentlicher Kritik soll das betende Schweigen der Kirche zu Hilfe kommen, was nicht ausschließt, öffentliche Angriffe gegen den Heiligen Vater und das kirchliche Lehramt auch öffentlich zurückzuweisen.

Hingabe an Maria - Verpflichtung zur Umkehr

Eine der wichtigsten Aufgaben der Priester ist es, die Gläubigen zu einer echten Hingabe an Maria zu führen. Diese Hingabe besteht nicht nur in einer einmaligen Weihe; sie verlangt vielmehr von jedem Gläubigen eine Lebensweise, die sich gegen herrschende Modeerscheinungen vor allem im Freizeitbereich stellt; die sich nicht an der herausfordernden und schamlosen Kleidermode beteiligt; die sich gegen jedwede Verbreitung von unmoralischen Publikationen in Zeitschriften, im Fernsehen und im Theater zur Wehr setzt - gegen diese ständig wachsende Schlammlut, die alles zu ersticken droht. Orte, an denen der heilige Charakter ihrer Person entweiht wird, sollen von den Gläubigen gemieden werden. Nur so wird - wie an den Anfängen des Christentums - eine Neuevangelisierung der Welt gelingen.

Daß von gewissen Kreisen die „Marianische Priesterbewegung“ zu den „fundamentalistischen Strömungen“ (manchmal auch: „Sekten“) in unserer Kirche gerechnet wird, ehrt sie. Eine solche Verleumdung beweist nur, daß der herrschende Modernismus blind geworden ist gegenüber den „Zeichen der Zeit“, die der Himmel gerade unseren Tagen schenkt. □

Irgendwann einmal hat deine Seele zu existieren angefangen. Wann? Die Antwort darauf ist keinesfalls belanglos. Geht es doch um die Frage, wann du in deine Existenz getreten bist. Die Antwort darauf, seit wann es deine Seele gibt, nicht nur deinen Körper, ist zugleich die Feststellung des Zeitpunktes, seit wann es dich gibt.

Gott besitzt Leben in unendlicher Fülle. Ohne Unterlaß verströmt er dieses Leben seit Beginn der Schöpfung an alle Lebewesen dieser Erde, an Pflanzen, Tiere und Menschen. Dies geschah und geschieht bis zu dieser Sekunde. So lebt jedes Lebewesen einzig und allein auf Grund einer geheimnisvollen Urkraft, die Gott ununterbrochen in seine Geschöpfe einströmen läßt. Diese Urkraft nennen wir Leben. Wenn Gott sie zurückzieht, zerfallen Körper und Form in Materie. Dies nennen wir Tod. Gott läßt Leben einströmen und zieht es wieder zurück. Lebewesen beginnen und hören wieder auf zu leben.

Unter allen Lebewesen aber zeichnet Gott den Menschen besonders aus. Er läßt in seinen Körper nicht nur Leben einströmen, sondern krönt ihn zusätzlich mit der Würde des personalen „Ich“. Dieses Ich ist die Seele. Das Ichbewußtsein sagt mir: „Ich habe einen Körper und ich besitze eine Seele. Ich bin ich.“ Wir leben nicht nur wie Pflanze oder Tier, sondern wir existieren, einmalig, unverlierbar und ewig. Weil jeder von uns eine Seele hat, können wir frei denken und entscheiden. Wir können in den personalen Dialog mit Gott treten. Wir dürfen Gott ansprechen.

Nicht mit dem Mikroskop feststellbar

Wir haben also körperliches Leben und seelische Existenz zugleich. Der Zeitpunkt, wann der Körper zu leben angefangen hat, ist ziemlich eindeutig zu präzisieren. Ebenso wie das Tier beginnt der individuelle Mensch im Moment der Vereinigung von Ei- und Samenzelle zu leben, welche seine Eltern zu seiner Zeugung beitrugen. Wann aber hat die Seele zu existieren angefangen? Wann bekommt der Mensch seine Existenz? Die Antwort darauf ist weitaus schwieriger, denn die Seele ist weder mit dem Mikroskop noch mit Hilfe von Ultraschall beobachtbar. Daher bleiben zur Erfor-

Wann beginnt die Seele zu existieren?

Von Reinhold Ortner

schung ihres ersten existentiellen Vorhandenseins nur logische Denkschritte. Sie setzen bei der Frage an, welcher Zeitpunkt das Kriterium größter Klarheit und Präzision unter allen wahrscheinlichen Zeitpunkten für den Existenzbeginn der Seele erfüllt.

Es ist denkbar, daß Gott die Seele des Menschen an einem beliebigen Zeitpunkt zwischen der Entstehung des körperlichen Lebens und dem jetzigen Augenblick erschuf. Aber wann sollte dies gewesen sein? In der ersten Schwangerschaftswoche? Nach drei Monaten? Bei der Geburt? Später? Gestern? Heute? Jeder dieser Momente und Millionen andere wären denkbar für dieses faszinierende Ereignis, bei dem Gott körperliches Leben mit der dazugehörigen Seele krönte. Rein intuitiv weist man den Gedanken von sich, daß dies erst kürzlich passiert sein könnte. Es muß viel, viel früher gewesen sein. Jedoch, wann war es?

Seele auf Wartestation?

Menschen haben sich darüber schon immer Gedanken gemacht. Die einen behaupten, es sei der Zeitpunkt, an dem beim Kind Ichbewußtsein festgestellt werden kann. Erkenntnissen der Entwicklungspsychologie zufolge wäre dies bei Beginn der ersten Trotzphase etwa um das dritte Lebensjahr. Da diese Phase bei jedem Menschen individuell verschieden anläuft, müßte man im einzelnen Fall wissen, wann die erste beobachtbare Äußerung der kindlichen Selbstbehauptung auftritt. Dann könnte man sagen: „Sieh mal an, jetzt hat dieses Kind eine Seele bekommen.“ Sollte Gott wirklich bis zu einem solchen Zeitpunkt warten, ehe er einen bereits lebenden Menschen mit seiner zugehörigen Seele beschenkt? Wann würde er sie dann erschaffen? Gleichzeitig mit dem körperlichen Leben? Dann

müßte sie ja warten, bis sie in ihren Körper darf? Seele auf der Wartestation? Dies klingt unlogisch und absurd. Oder sollte es so sein, daß Gott die Seele erst irgendwann später erschafft? Dann wäre zu fragen: Was für einen Grund gäbe es, wenn er erst mit dem Körper den einen Teil und irgendwann später mit der Seele den anderen Teil eines zusammengehörigen und eng aufeinander abgestimmten Ganzen erschafft und vereint? Und vor allem: Welcher Zeitpunkt ergäbe hierfür einen schlüssigen Sinn?

Gibt es eine Dreimonatsfrist für die Seele?

Andere sagen: „Die Beseelung des Menschen ist irgendwo nach dem dritten Schwangerschaftsmonat anzusetzen. Aber wo genau dieses »Nachher« liegt, kann man nicht feststellen.“ Seltsamerweise behaupten diese Leute aber, sicher zu wissen, daß die Seele auf keinen Fall vorher da sei. Warum wissen sie das eine so genau, das andere aber nicht? Ist da vielleicht der Wunsch Vater dieses Denkens, um im Hinblick auf das Töten eines ungeborenen Kindes ein reines Gewissen haben zu können?

Da gibt es auch noch die Auffassung, das Kind sei erst nach der Geburt ein vollwertiger Mensch. Mit „vollwertig“ meint man offensichtlich dasselbe wie eine Seele zu haben. Aber warum sollte die Seele gerade mit dem Vorgang der Geburt zu existieren beginnen? Spielt das 9-Monats-Alter eine Rolle, die Abnabelung oder die Trennung von der Mutter, ob dieser kleine Mensch eine Seele hat oder nicht. Sollte Gott warten müssen, ob das von ihm in Einzigartigkeit geschaffene und gewollte Lebewesen erst einmal den Mutterleib verläßt, bevor er es mit personaler Würde beseelen darf? Was wäre dann mit den

Sieben- oder Achtmonatskindern? Bekommen sie ihre Seelen ausnahmsweise eher? Wo wäre dann überhaupt ein Limit für das Verlassen des Mutterleibes, um eine Seele bekommen zu dürfen? Verläßt nicht auch ein abgetriebenes Kind den Mutterleib? Es müßte nach dieser Theorie zu diesem Zeitpunkt als Sterbendes seine Seele erhalten. Oder darf Gott ihm in diesem Fall keine Seele schenken, weil wir Menschen das von ihm geschaffene Leben nicht leben lassen wollen? Ohne Zweifel würden wir uns da in eine überhebliche Anmaßung versteigen.

Der Zeitpunkt größter Präzision und Klarheit

Nach solchen Überlegungen gibt es nur einen Zeitpunkt größter Präzision und Klarheit, der sich vom logischen Denken als der schlüssigste und sinnvollste anbietet. Er fällt mit dem geheimnisvoll-großartigen Ereignis der Verschmelzung von Ei und Samenzelle zusammen. Hier wird die Seele mit dem neu ins Leben gerufenen Menschen aufs engste verbunden. Hier definiert sich der existentielle Beginn, bei dem Gott das geistige Ich eines Menschen mit dem körperlichen Leben in der Einheit der Person verbindet. Von diesem Moment an ist die Seele eng, integrativ und untrennbar mit dem Körper verbunden. Dieser wiederum ist ihr in umfassender Stimmigkeit zugeordnet. Damit steht auch fest, daß bereits der aller kleinste menschliche Embryo ein Ich ist und in engster Verbindung mit seiner Seele zu leben und zu existieren beginnt. Diese Verbindung hält an, bis Gott den Strom seiner lebensspendenden Kräfte unterbricht und dem Leben des Menschen ein Ende setzt. Dann trennt sich die unzerstörbare Seele vom Körper, begibt sich in die Dimension der Ewigkeit und existiert dort weiter. □

Der religiöse Hunger in Estland ist groß - Die Katholiken in Estland brauchen unsere Hilfe!

Ein Situationsbericht von Ivo Öunpuu

Im Jahre 1992, mit dem Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums, konnten die drei baltischen Staaten, ihre staatliche und kulturelle Unabhängigkeit von ihrem mächtigen Nachbarn wiedererlangen. Das eröffnete auch neue Möglichkeiten für die Entfaltung des religiösen Lebens in diesen Ländern. Im Gegensatz zum katholischen Litauen und religiös gemischtem Lettland ist Estland seit der Reformation im 16. Jahrhundert vorwiegend protestantisch. Die größte Religionsgemeinschaft war bis zur sowjetischen Okkupation die Evangelisch-Lutherische Kirche. Das hat sich bis heute nicht geändert. Daneben gehören heute viele der Russisch-Orthodoxen Kirche an. Die katholische Kirche in Estland blieb nach der Reformation eine kleine Minderheit und bildet heutzutage mit beinahe 5000 Gläubigen ungefähr 0,4% der Bevölkerung. Noch bevor es in den 90er Jahren zu einer Konversionsbewegung hin zur katholischen Kirche kam, gab es in der größten katholischen Pfarrei Estlands in der Hauptstadt Tallinn schätzungsweise nur 30 Katholiken estnischer Nationalität. Die meisten Gläubigen waren anderer Herkunft, vor allem aus den traditionell katholischen Ländern Polen und Litauen.

Die Lage begann sich in den 80er Jahren zu verändern. Damals traf die gesellschaftskritische estnische Intelligenz durch ihre Beschäftigungen mit klassischer Musik, Geschichte und Literatur auf die von der katholischen Kirche geprägte Kultur. Resultat dieser Forschungsarbeit im Untergrund war das steigende Interesse für die katholische Tradition und die katholische Kirche. Nicht wenige wandten sich im Zuge dieser Selbstbesinnung vom Protestantismus oder Atheismus ab, um sich der katholischen Kirche zuzuwenden. Viele wurden zum katholischen Glauben durch Referate und Radioprogramme über Kultur und Geschichte

des Mittelalters geführt, die ein ehemaliger protestantischer Pastor, heute katholischer Priester, gehalten hat. Er ist in den 70er Jahren zum Katholizismus konvertiert, hat im illegalen Priesterseminar der Jesuiten in Litauen studiert, die Priesterweihe empfangen und danach in Estland still und unmerkbar, aber sehr erfolgreich gewirkt. So hat er mit seinen akademischen Vorlesungen auf indirekte Weise hervorragende missionarische Aufbauarbeit geleistet. Heute sind die katholischen Sonntagsmessen in den Pfarreien gut besucht. Das ganze Estland ist heute eine Apostolische Administratur, unser Oberhirte ist der Apostolische Administrator für Estland.

Staatliche Unabhängigkeit, Liberalisierung sowie Orientierung an der westlichen Welt haben zwar viel zur Normalisierung der Verhältnisse im Land beigetragen, dennoch aber auch neue Probleme geschaffen. So mehrten sich in jüngster Zeit die Anzeichen, daß die westliche Glaubenskrise auch in die katholische Kirche Estlands Einzug hält. Es gibt bereits viele Priester und Theologen, die irrierte Lehrmeinungen zu verbreiten suchen. Doch für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesen Theologen und eine öffentliche Verteidigung der verbindlichen Glaubenswahrheiten fehlt das fundierte Wissen.

Ein weiteres Problem stellt das Anwachsen der sektenähnlichen Bewegungen in ganz Estland dar. Sie verfügen meist über große finanzielle Mittel.

Die zunehmende Hinwendung der Esten in die katholische Kirche vermehrt die Sorge um die katholische Glaubensunterweisung. Es mangelt vor allem an religiöser und katholisch-theologischer Literatur im Lande. So hat man zumeist nur fremdsprachige

Literatur zur Hand, womit der einfache Mann im Volke nicht umzugehen versteht.

Weiter mangelt es an gut ausgebildeten, im Glauben verwurzelten Laien. Wer sich zum katholischen Glauben bekehrt, verlangt bald nach Glaubensvertiefung durch religiöse Vorträge, Literatur und Presse. Aber es gibt dafür nur geringe Möglichkeiten.

Es gibt zum Erwerb einer fundierten theol. Ausbildung in Estland nur geringe Möglichkeiten. Alle katholische Literatur estnischer Sprache, vom soliden Katechismus bis hin zur unentbehrlichen theologischen Fachliteratur muß erst geschaffen werden. Öffentliche katholische Bibliotheken und Ausbildungsstätten müssen neu errichtet werden. Mit dieser Aufbauarbeit konnte man erst in den 90er Jahren nach dem Zusammenbruch des sowjetischen Systems beginnen.

Die im Sommer 1992 gegründete *Academia Catholica Estoniensis* hat u.a. die Entfaltung der katholischen Kultur in allen Gesellschaftsschichten, die Hebung des Bildungsstandes der Lehrer und Katecheten und die Grundsteinlegung für eine zukünftige kath.-theol. Hochschule zum Ziel.

Alle Spenden bitte auf die VEREINS- UND WESTBANK AG in HAMBURG - 1/07/96/829, SWIFT: VUWBDEHH (die als Vermittlungsbank dient) - an das Konto der *Academia Catholica Estoniensis* in: TALLINNA PANK, TALBEE2X, Konto Nr. 10204826129 (DM) oder 10200106049 (USD), mit Bemerkung „FÜR DIE THEOLOGISCHE FAKULTÄT“ überweisen.

Wenn jemand der *Academia* Bücher überlassen kann, bitte ich ihn, vorher mit mir Kontakt aufzunehmen:

Ivo Öunpuu, Priesterseminar St.Petrus, Kirchstraße 20, Opfenbach-Wigratzbad, D-88145, Tel.: 8386/645, Fax: 8385/1840.

Hiermit sei auch die Adresse der *Academia* gegeben: *Academia Catholica Estoniensis*, Müürivahe 33, Tallinn, EE-0001, ESTLAND

Im Namen der *Academia Catholica Estoniensis* ein herzliches Vergelts Gott!

Derzeit bietet die *Academia Catholica* im Auftrag des Bischofs theol. Fortbildungskurse für zukünftige Katecheten und interessierte Erwachsene an. *Academia* hat auch schon eine Anzahl philosophischer und theologischer Bücher veröffentlicht.

Ein ganz besonderes Augenmerk hat *Academia* darauf gelegt, in den Räumen eines alten Dominikanerklosters neben der Pfarrkirche eine Bibliothek zu schaffen und den Zutritt allen interessierten Katholiken und auch den Gläubigen anderer Konfessionen zu ermöglichen. Diese Bibliothek von *Academia* ist bislang die einzige öffentliche katholische Bibliothek in Estland und deshalb für Interessierte von großem Wert. Bis jetzt haben wir diese Bibliothek zumeist mit deutschsprachiger Literatur ausgestattet. Dies konnte mit der durch unseren Bischof vermittelten Hilfe deutschsprachiger kirchlicher Organisationen und hilfsbereiter Priester erreicht werden. Dennoch zeigen uns die bisherigen Erfahrungen, daß sich dieses Projekt erst im Anfangsstadium befindet.

Die Beschaffung der Literatur im Ausland ist schwierig. Neben den Sprachkenntnissen sind auch hinreichende theologische Kenntnisse erforderlich, um bei Auswahl und Kauf der Literatur die richtigen Schwerpunkte zu setzen. Nicht zuletzt stellt die Beschaffung der finanziellen Mittel ein großes Problem dar.

Da ich nun seit einem Jahr in Deutschland im Priesterseminar der Bruderschaft St. Petrus in Wigratzbad studiere wurde ich von *Academia Catholica* mit der Aufgabe betraut, für den systematischen Erwerb von theologischer Literatur für die Bibliothek zu sorgen. Leider kann uns der Bischof nur mit seiner Vermittlungstätigkeit und mit der bischöflichen Gutheißung des Projekts unterstützen. Wir sind darüber hinaus völlig auf fremde Hilfe angewiesen.

Die Unterstützung ermöglicht in erster Linie den systematischen Erwerb deutschsprachiger und englischsprachiger katholischer Fachliteratur. Deshalb bitte ich alle, die die Neuevangelisierung Estlands fördern möchten, um die Unterstützung für die oben vorgetragenen Zwecke. □

Himmlische Straßenbekanntschaften

Mit gebrochenen Armen

Von Ursula Zöller

Die Menschen sind ziemlich erstaunt, als eines Tages ein Mann in einem langen, weißen Gewand mit schwarzem Überwurf ihren kleinen Laden betritt und im nicht ganz korrekten Weißrussisch des Ausländers einen guten Morgen wünscht. Zisterzienser sind in der 6000-Einwohner-Gemeinde Kapatkevichi kein alltäglicher Anblick. Und auch die Frage des Paters, ob es hier wohl Katholiken gibt, ist eher ungewöhnlich. Ja, sagt man dem fremden Priester, aber nach einigem Überlegen, es gebe eine Frau namens Maria, die wohl katholisch sei.

Ein Mann steigt in das Auto des Geistlichen, um mit ihm die Wohnung dieser Frau zu suchen. Der Pater auf der Suche nach seiner Herde und sein Helfer haben Glück: Sie finden Maria; doch sie erschrickt und schickt den Priester weg. „Gehen Sie!“ sagt sie. Angst spricht aus ihren Worten, Angst, die sich aus Geschichten der Vergangenheit ernährt.

Bis Christus aufersteht

So drückt der Priester dieser Frau nur schnell ein Bildchen und einen Rosenkranz in die Hände, verabschiedet sich, wendet sich zum Gehen. Dann hört er die Antwort der Frau auf seinen Gruß, Worte eines alten Gebets und leises Schluchzen. Es ist ein Wunder, daß sie nach all den Jahren noch einmal einen Priester trifft, ein Wunder, das stärker ist als ihre Furcht. Die Revolution hatte so viele Menschen das Leben gekostet, hat so viele Frauen, vor allem Katholikinnen zu zweifeln, einsamen Menschen gemacht, denn vor allem ihre Männer wurden damals fortgeführt und kamen nie zurück. Und auch den letzten Priester in Kapatkevichi hat die Revolution vertrieben. Und das Gebet, das eben wie eine Erinnerung aus ferner Zeit in ihr aufstieg? Das hat ihr Vater

sie gelehrt, als sie ein Kind war. Damals. (...)

Und damals vor dem Krieg hat man auch die Kirche von Kapatkevichi niedergerissen, hat das Kreuz, an dem die Arme brachen, in eine Grube mit Fäkalien geworfen. Doch eine Frau nahm es an sich, wusch es fast, wie man Tote wäscht, versteckte es, bis Christus auch im Osten auferstehen würde.

Lange hat die Nacht des Grabes dort gedauert. Doch die Tochter jener Frau hat das Kreuz wiedergefunden und zu P. Ephraim Bisaga getragen. Und der Pater nimmt es aus ihren Händen und fragt voll Entsetzen: „Was hat Christus den Menschen nur getan, daß sie ihn so leiden lassen?“

Im September 1996 kauft der Zisterzienser in Kapatkevichi ein Holzhäuschen als vorläufige Kirche, 1996 erhält er die offizielle Registrierung. Mit dem gebrochenen Christus am Kreuz ist auch die Gemeinde von Kapatkevichi wiederauferstanden. Heute ist St. Augustinus eine blühende Gemeinde im Dreiländereck Gomel, wichtiges Zentrum für die umliegenden Orte. Heute ist sie schon eine Kirche für inzwischen wieder über 1000 Katholiken. Eine von vielen Kirchen! Einen Teil der Gläubigen aber hat P. Ephraim als Autostopper auf den unendlichen Straßen Weißrußlands gefunden - Straßenbekanntschaften, die den Menschen den Himmel erschließen.

In einem kleinen Ort nahe Zytkovichi sprechen ein paar Frauen den Pater an. Er sei doch „Austrijes“, ein Österreicher; ob er ihnen nicht helfen könne? Früher, damals im Krieg, waren sie Fremdarbeiterinnen, verschleppt nach Deutschland. Es war eine schwere, bittere Zeit. Aber sie haben überlebt und sind zurückgekommen. Und sie haben sich ihren Glauben bewahrt. Es gibt sogar einen Priester für ihre kleine Gemein-

de. Nur, eine Kirche, die gibt es nicht. Bisher trafen sich die Katholiken in den Wohnungen der einzelnen Gläubigen zur heiligen Messe. Doch das ist eigentlich nicht erlaubt. Und so sind die Frauen mit ihrem krebserkrankten Priester auch in der Heimat und nach all den Jahren des Leids wieder heimatlos. Der, der ihnen Leben Halt und Trost gibt, wird ihnen vielleicht genommen, weil es keinen Platz für ihn gibt.

Manchmal legt sich Verzweiflung auf das kranke Herz von P. Ephraim. Warum bin ich hier, wenn ich den Menschen kein Gotteshaus bauen kann, fragt er sich dann. Die Frauen brauchten doch nur ein kleines Haus, das man zur Kirche weihen könnte. Fünfzehntausend Mark wären genug, um ihnen und dem Mitbruder ihr Zuhause bei Gott zu geben.

Ein Gang auf dünnem Eis

Manchmal gefriert sein Traum von der Hilfe für die Menschen zum Alptraum: Wenn er Gotteshäuser bauen will und nicht darf; wenn er darf, aber nicht kann, weil ihm die Mittel fehlen; wenn der Diesel im Schlamm versinkt oder gar nicht erst anspringt, weil das Thermometer wieder einmal bei fast 20 Grad Minus steht. Ein Spritzer Äther haucht dem Wagen dann immer wieder Leben ein. Aber genau der Äther kann auch dazu führen, daß der Motor unterwegs explodiert und das Auto endgültig liegenbleibt.

Fahren Sie niemals allein, hat der Nuntius P. Ephraim angewiesen! Wer würde ihn schon finden, wenn er irgendwo unterwegs in den weiten Birkenwäldern steckenbliebe? Wem würde es dienen, wenn er irgendwo dort draußen erfrieren würde, wenn man ihn ausraubte und liegenließe? Und so hat



Abendmesse in der Holzkirche von Kalinkovichi

er dann auch auf jeder seiner 500 Kilometer weiten Sonntagsfahrten von Gottesdienst zu Gottesdienst immer einen Mann aus der Gemeinde bei sich - eine Chance zu Glaubensgesprächen, gemeinsamen Gebeten und Hilfe in der Not. Doch manchmal sind auch alle Beifahrer hilflos. Im letzten Winter etwa, als der Diesel des Paters im Schnee steckenblieb. Als der Gottesdienst beginnen soll und viel Zeit vergangen ist, ahnt die Gemeinde langsam, daß ihr Pfarrer, der sie noch nie im Stich ließ, wohl einen Unfall hat. Man schickt ihm zur Rettung den Dorftraktor entgegen. Der aber rutscht schon in einen Graben, bevor er hätte helfen können.

Und die Zeit vergeht, und die Leute ahnen, daß auch der große Traktor nicht gelandet ist und schicken nun noch ihren kleinen hinterher. Der räumt den großen aus dem Weg, zieht des Paters Wagen aus dem Schneeloch, und Stunden später können alle doch noch gemeinsam Danksagung für Gottes Liebe feiern.

Zuerst freilich zeigt ihnen die lila Stola um P. Ephraims Hals, daß Gott auf jeden wartet, der sich mit ihm versöhnen will. In einer Ecke der Kirche oder in der Küche des kleinen Hauses, in dem die heilige Messe gefeiert wird, steht er bereit, um die Menschen in Gottes Namen von ihrer Last zu lösen.

Und er selbst? Alle zwei Wochen versucht P. Ephraim seine Sünden in der Beichte zu bekennen. Doch der nächste Priester ist 140 km weit von ihm entfernt. Und der Zisterzienser erinnert sich voll Schrecken an jenen Gründonnerstag in Mosyr, als er am Ende eines langen Tages keinen Kollegen mehr fand, der seine Beichte hätte hören können. So gerne hätte er die heiligen Tage selbst als ganz erlöster Mensch mit seinen Gläubigen gefeiert. Doch es war spät geworden, die Mitbrüder hatten einen Rückweg von vielen Stunden vor sich und waren eilig aufgebrochen. Zu eilig für P. Ephraim, der keinen mehr im Beichtstuhl fand.

Herr, was tust Du mir an, schrie seine Seele. Warum machst Du das mit mir? Dann hörte er das Knarren der Türe der alten Zisterzienserkirche, ein Geistlicher, der schon unterwegs war, hat etwas Wichtiges vergessen, schaut schnell noch in die Kirche, und P. Ephraim ist glücklich und fühlt sich dem Himmel nah.

Warum ist es für ihn, der so viel betet, wichtig, oft zu beichten? Ernst und doch mit einem Lächeln meint P. Ephraim: Wir Christen haben die Pflicht, heilig zu werden. Und das ist wie ein Gang auf dünnem Eis (...) □

Neuanfang

Mit den bisherigen Frauenverbänden unzufriedene katholische Frauen haben eine „Marianische Liga“ zur Abgrenzung gegen die feministische Ausrichtung der bestehenden Frauenverbände (FDFB, kfd) gegründet. Den Vorstand bilden: Dr. Lina Börsig-Hover (München), Gertrud Dörner (Münster), Irmtraud Kneißl (München), Elisabeth Kaminski (Paderborn). Die Gründungsversammlung

für den Bundesverband der „Marianischen Liga“ fand am Nikolaustag in Altötting statt. Ziel der Vereinigung ist es, das Frauenbild der katholischen Kirche, wie es das ordentliche Lehramt verkündet, wieder in den Mittelpunkt katholischer Frauenarbeit zu stellen, die Kenntnis der katholischen Lehre bei den Frauen zu vertiefen und so Hilfen zu geben zu katholischem Frauenleben und katholischer Kindererziehung.

Kontaktadresse: G. Dörner, Gescher; Tel.: 02542/98434; Fax: 02542/98436

Am 18. Januar war Familiensonntag in Deutschland. Wieder ein Tag für Sonntagsreden und Lippenbekenntnisse? Die Wirklichkeit der Familie in Deutschland ist, finanziell betrachtet, anders, als die Politik sie wahrhaben will. In einem Aufsatz über Familienpolitik hat der Autor in dieser Zeitschrift (September 97) analysiert, warum die Familie von der Politik vernachlässigt wird. Nun widmet er sich einer vergleichenden Bestandsaufnahme zur materiellen Verarmung der Familien.

Es ist bezeichnend für die Familienpolitik in Deutschland: Ausgerechnet die Zeitschrift ADAC-Motorwelt stellt die Frage, wieviel ist eine Mutter wert? Und sie berechnet anhand einer Universitätsstudie den Wert der deutschen Hausfrau: rund 3700 Mark im Monat, bei einer Wochenarbeitszeit von durchschnittlich 70 Stunden. Keine Spur von einer Vier-Tage-Woche. Mutter ist die Beste - und die Billigste. Ein Rechtsanwalt mit dem Spezialgebiet Hausfrauen-Unfälle meinte dieses Jahr zum Muttertag: „Eine Hausfrau ist im Schnitt 30 Prozent weniger wert als ein beliebiger Arbeitnehmer. Im Falle eines Unfalls wäre ich lieber ein Auto als eine Hausfrau. Das hat wenigstens einen Marktwert“.

Hausfrauen und Mütter, die wirklichen Motoren der Gesellschaft, werden von den meisten Politikern geflissentlich übersehen. Sie gehören zu jener Grau-oder Dunkelzone, in der die Selbstverwirklichung angeblich nicht möglich ist und in der die Armut blüht. Kinder sind, das pfeifen mittlerweile sämtliche Berichte von Caritas, DGB, Wohlfahrtsverbänden, den Ländern, dem Deutschen Jugendinstitut oder selbst großer Banken vom Dach des vereinigten deutschen Hauses, Kinder sind das Armutsrisiko Nummer eins. Das läßt sich an tausenden Fallbeispielen belegen, auch bei relativ gut verdienenden Eltern im Vergleich zu Kinderlosen. Unter dem Strich gilt immer: Das deutsche Steuerrecht fördert die Ehe, nicht aber die Familie, geschweige denn die Kindererziehung. Caritas-Präsident Hellmut Puschmann formuliert das in einem Vorwort zum Werkheft seiner Organisation mit dem Jahresthema 98 „Arme Familien - arme Gesellschaft“ schon leicht resignierend so: „Es gibt viele Methoden, sich dauerhaft zu ruinieren. Im Deutschland von 1998 ist eine der er-

Die Gerechtigkeitslücke

Die soziale Kluft zwischen Familien und Kinderlosen wird tiefer / Ein Erziehungsgehalt als Ausweg ? / Der „Heiligkeitscharakter der Familie“

Von Jürgen Liminski

folgversprechenden die Gründung einer mehrköpfigen Familie.“ Das Ergebnis: Heute lebt jedes siebte Kind in Deutschland im Haushalt eines Sozialhilfeempfängers. Und gleichzeitig beläuft sich der Transfer von Familien mit Kindern zu den Kinderlosen auf eine Größenordnung von jährlich mindestens 150 Milliarden Mark Die Deutsche Liga für das Kind, ein Dachverband von rund 30 Verbänden, spricht deshalb von einer „Transferausbeutung der Familien“. Allein bei der Mehrwertsteuer werden die konsumstärkeren Mehrkopf-Haushalte schon stärker herangezogen als andere. Waigels Kasse füllt sich bei jeder Erhöhung - auf Kosten der Familien.

Die Hüter der Verfassung in Karlsruhe haben dieses Unrecht an den Familien, die immerhin die künftigen Steuer-und Rentenzahler zeugen, erziehen und dafür finanziell bestraft

werden, wohl erkannt. In mehreren Urteilen zum Steuer-und Rentenrecht haben sie die Politik aufgefordert, das Unrecht vor allem an Müttern und Kindern zu beseitigen. Wenn Politiker sich also mit familienpolitischen Maßnahmen brüsten, übergehen sie - wieder geflissentlich -, daß sie nur den Aufforderungen der Verfassungsrichter Folge leisten. Etwa mit der Erhöhung des Kindergeldes um zwanzig Mark oder der Ausweitung der Erziehungszeiten nach der Geburt für Rentenansprüche. Ob das Gericht in Karlsruhe bei der derzeitigen Zusammensetzung ähnlich argumentieren und urteilen würde, ist nach den jüngsten Urteilen, die unter dem Stichwort „Schadensfall Kind“ öffentlich diskutiert wurden, allerdings fraglich. Immerhin, die Bundesregierung sieht offiziell die Lücke.

Sie läßt sich auch beziffern. Eltern mit zwei Kindern und einem Durchschnittsverdienst haben zur Zeit ein verfügbares Pro-Kopf-Einkommen von etwa 13.500 Mark im Jahr. Damit liegen sie an der Sozialhilfegrenze. Ein Alleinstehender mit gleichem Verdienst verfügt dagegen mit 34.000 Mark über ein fast dreimal so hohes Pro-Kopf-Einkommen. Deshalb formuliert der fünfte Familienbericht auch folgerichtig als „zentrales Ziel“ den „Abbau der wirtschaftlichen Benachteiligung von Eltern mit Kindern im Vergleich zu Kinderlosen“.

Geschlossen ist diese Gerechtigkeitslücke allerdings noch längst nicht, im Gegenteil, sie weitet sich. Beispiel: Eltern dürfen die rechtlich zwingend vorgeschriebenen (!) Unterhaltsaufwendungen für ihre Kinder nur bis zu einem Betrag von maximal 6912 Mark steuerlich geltend machen (die Durchschnittskosten für den Barunterhalt eines Kindes betragen nach Angaben des Statistischen Landesamtes BW 11.520 Mark), für die Förderung von Karnevalsvereinen oder an-

Papst für Erziehungsgehalt

Die Mühen der Frau, die, nachdem sie ein Kind zur Welt gebracht hat, dieses nährt und pflegt und sich besonders in den ersten Jahren um seine Erziehung kümmert, sind so groß, daß sie den Vergleich mit keiner Berufsarbeit zu fürchten brauchen. Das wird klar anerkannt und nicht weniger geltend gemacht als jedes andere mit der Arbeit verbundene Recht. Die Mutterschaft und all das, was sie an Mühen mit sich bringt, muß auch eine ökonomische Anerkennung erhalten, die wenigstens der anderer Arbeit entspricht, von denen die Erhaltung der Familie in einer derart heiklen Phase ihrer Existenz abhängt.

Aus Johannes Paul II, Brief an die Familien vom 2.2.1994

Der Papst und die Familien: Kein Pontifex hat je so umfassend und so intensiv die Interessen der Familien analysiert, gefördert und vertreten wie Johannes Paul II.

deren Freizeitvergnügungen kann man jedoch Spenden bis zu 50.000 Mark und mehr steuermindernd absetzen. Oder: All die bisher getroffenen Maßnahmen halten einem Vergleich der Kaufkraft zu früher nicht stand, und die Entwicklung zum Armutsfaktor Nummer eins belegt das auch. Allein der steuerliche Freibetrag für Kinder machte in den fünfziger und sechziger Jahren noch rund vierhundert Arbeitsstunden pro Jahr aus, heute sind es weniger als zweihundert. Während Sozialleistungen, Löhne, Renten etc. in den letzten Jahrzehnten zum Teil kräftige Steigerungen verbuchten, blieben die Leistungen des Familienlastenausgleichs weit zurück, so daß kinderreiche Familien heute eben zu den ersten Kategorien von Sozialhilfeempfängern gehören, was auf junge Leute wiederum abschreckend wirkt, wenn es darum geht, vom Status der über dem Normalstandard lebenden Dinks (double income no kids - doppeltes Einkommen, keine Kinder - und später doppelte Rente) in den der meist unter dem normalen Standard lebenden Familie mit nur einem Einkommen zu wechseln.

Symptomatisch für die Einschätzung des Familienlastenausgleichs ist, daß er nach wie vor als Sozialhilfe gilt, sozusagen als Alimentation von Vater Staat für die Familien. Das Denken der Politik ist noch weit entfernt von dem Kriterium der gerechten Handlung, der restitutio des suum cuique, wie Thomas von Aquin es bereits formulierte. Die Wiederherstellung des Zustands „jedem das Seine“ wird zugunsten von Lobby-Einflüssen und wahltaktischen Erwägungen hintangestellt. Die gesellschaftlich lebensnotwendigen Leistungen der Familie (Zeugung und Erziehung künftiger Steuer- und Rentenbeitragszahler) werden als selbstverständlich betrachtet und vergesellschaftet. Die Leistungen werden sozialisiert, die Kosten bleiben privat. Hier ist ungleiche Behandlung, hier wird den Familien vorenthalten und genommen, was ihnen zusteht. Hier geht die Schere der Gerechtigkeit auseinander. Das war noch halbwegs zu ertragen, solange es selbstverständlich war, Kinder zu bekommen. Adenauer



nahm das als gesellschaftliches Axiom an. Es war ein furchtbarer Fehler. Die sinkenden Geburtenziffern seit den sechziger Jahren (Pillenklick) zeigen an, daß dies für die jungen Leute keineswegs mehr selbstverständlich ist. So wird die Lücke immer größer und gleichzeitig der Hinweis immer lauter, es gebe kein Geld für familienpolitische Maßnahmen. Für Politiker früherer Generationen war das so selbstverständlich nicht. Von Franz Josef Strauß, dem Vorgänger Waigels im Finanzministerium und an der Spitze der CSU stammt das Wort: „Es ist unsinnig, einem sterbenden Volk gesunde Haushalte zu hinterlassen.“ Heute schrumpft das Volk und die Haushalte sind auch nicht gesund.

Ausweglos ist die Situation nicht. Unter der Federführung des Deutschen Arbeitskreises für Familienhilfe e.V. werden zur Zeit mit Hilfe der Wirtschaftsforschungsinstitute in Berlin und München sowie mehrerer namhafter Professoren in mehreren Modellen die Kosten, Folgen und Auswirkungen eines Erziehungsgehaltes errechnet, das der Elternteil bekommen soll, der sich um die Erziehung seines

Kindes kümmert. Aus diesem Gehalt von zum Beispiel tausenddreihundert Mark pro Kind und Monat fließen Steuern und Sozialabgaben an den Staat zurück, und die Folgen für den Arbeitsmarkt werden auf mindestens eine Million weniger Arbeitslose geschätzt. Momentan gehen die Überlegungen in Richtung Kostenneutralität und Bündelung der familienpolitischen Maßnahmen auf das Prinzip „Eltern-Leistung rechtfertigt Gegenleistung der Gesellschaft“.

Im März soll das Projekt in Bonn vorgestellt werden, im Mai soll es auf einem Fachkongress in Frankfurt erörtert und anschließend soll unter dem Titel „Strukturreform der Gesellschaftspolitik“ in der Paulskirche ein politischer Impuls gegeben werden. Aus Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien und Skandinavien werden Minister und hochrangige Persönlichkeiten erwartet. Es gibt noch Politiker, die nicht nur im Vierjahresrythmus denken, sondern auch in Generationen. Das läßt ein wenig hoffen, daß es auch für den Familienstandort Deutschland einmal heißen könnte: Leistung darf, ja wird sich wieder loh-

nen. Mutter soll die Beste bleiben, aber die Gesellschaft soll dafür auch einen Preis zahlen. Sonst kommt der Motor der Gesellschaft über kurz oder lang zum Stillstand.

Und die Kirche in Deutschland? Natürlich steht sie prinzipiell auf Seiten der Familie. Aber diejenigen, die sich qua Amt und Auftrag intensiver mit dem Problem, nicht nur mit der Gerechtigkeitslücke, auseinandersetzen sollten, etwa Familienbischof Kardinal Sterzinsky von Berlin, üben sich meist gekonnt in Schweigen. Auch vom Sekretariat der Bischofskonferenz oder dem Katholischen Büro, Institutionen, die wegen ihrer Nähe zur Politik besonders berufen sind, für die Familie einzutreten, ist nicht viel zu hören. Dort kann man immerhin die Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls bekommen und die allerdings haben es in sich. Niemand setzt sich seit Jahren so intensiv für die Familie ein wie Papst Johannes Paul II. Er hat eine Enzyklika (*Familiaris Consortio*) über die Familie geschrieben und sich in einem Brief direkt an die Familie gewandt. In unzähligen Reden und Ansprachen in Rom und auf Reisen hat er die Familie, die „Hauskirche“, in ihrer Bedeutung für Gesellschaft, Nation und Kultur gewürdigt und ihre Unverzichtbarkeit betont. Erst in seiner Neujahrsansprache an die beim Vatikan akkreditierten Diplomaten hat er in seiner „Verantwortung als Hirte im Dienste der universellen Kirche“ erinnert „an die absolute Würde der menschlichen Person vom Augenblick der Empfängnis bis zu ihrem letzten Atemzug, sowie an den Heiligkeitscharakter der Familie als bevorzugter Ort für den Schutz und das Heranbilden der Person, an die Größe und Schönheit verantworteter Elternschaft“. Der Päpstliche Rat für die Familie, dem auch deutsche Persönlichkeiten angehören (zum Beispiel Gabriele Gräfin Plettenberg oder Professor Norbert Martin), kämpft hier tapfer - keineswegs vergebens - an der deutschen Front. Ihr Kampf gilt vor allem der Rettung der Familie als staats- und kulturtragende Institution. Deutschland hat ihnen und starken Frauen wie Christa Meves oder Johanna Gräfin von Westfalen und etlichen anderen mehr unendlich viel zu verdanken. Das läßt sich von der Bischofskonferenz und den politischen Parteien leider nicht sagen. □

„Maria hilft, verzaget nicht“

Maria Hilf bei Zuckmantel - ein schlesischer Wallfahrtsort lehrt Mut

Von Franz Salzmacher

Im Altvatergebirge, im tschechischen Anteil der Erzdiözese Breslau, liegt das urdeutsche Städtchen Zuckmantel. Wie so viele Ort in Schlesien lebte auch Zuckmantel vom Bergbau. Heute ist es bekannt wegen eines modernen Wunders. Ein alter Wallfahrtsort ist neu entstanden. Maria Hilf bei Zuckmantel - kaum eine Wallfahrtsstätte hat diese Geschichte.

Die Ursprünge reichen zurück bis zum dreißigjährigen Krieg. Aus Furcht von den Schweden flieht eine hochschwangere Bürgersfrau aus dem damals wohlhabenden Zuckmantel in den Wald. Dort kommt ihr Sohn Martin wohlbehalten zur Welt, der wiederum kurz vor seinem Tod seiner Tochter ans Herz legt, ein Marienbild am Ort seiner Geburt an einer Tanne zu befestigen. Die Tochter wählt die Muttergottes Mariahilf aus Passau, eine Kopie des Gemäldes „Maria mit dem Kinde“ von Lucas Cranach aus dem Jahre 1537. Bald geht die Kunde von Gebetserhörungen durch das Land. Das Fürstbischöfliche Ordinariat läßt die Gebetserhörungen von einer Kommission aus Geistlichen und Ärzten untersuchen

und gestattet die Wallfahrten. aber der Ort ist entlegen, im Wald. Die Behörden wollen die Wallfahrten nach Zuckmantel selbst verlegen und die inzwischen erbaute Kapelle niederreißen. Keine Hand rührt sich, auch nach wiederholten Aufforderungen. Die Schlesier stehen zu ihrem Wallfahrtsort, die Ämter geben nach. 1819 wird der Besuch der Kapelle offiziell genehmigt.

Mehr noch: Wegen der wachsenden Zahl an Pilgern wird eine neue Kirche errichtet und Papst Gregor XVI. gewährt einen vollkommenen Ablass all jenen, die in der Oktav von Mariä Geburt in der Wallfahrtskirche würdig die heiligen Sakramente empfangen. Jetzt pilgern auch die Bischöfe von Breslau nach Maria Hilf bei Zuckmantel. Zur Zeit des ersten Weltkriegs werden 80.000 bis 100.000 Pilger pro Jahr geschätzt, der Ort hat mittlerweile alles, was eine solche Stätte des gelebten Glaubens so liebenswert macht: Kreuzweg, Ölberg, heilige Stiege, Martha- und Annakapelle, Gerichtsbogen, Gnadenbrunnen, Totenkapelle, Lourdesgrotte und anderes mehr. Aber gerade die Ausstrahlung des Glaubens, die von

Würdig, andachtvoll, schön: Meßfeier am Altar der Wallfahrtskirche.



diesem Ort ausgeht, versetzt die Atheisten nach dem Zweiten Weltkrieg in Rage. Hinzu kommt der Deutschen- und Kirchenhaß der Kommunisten. Sie verbieten - angeblich wegen Grubenarbeiten - den Zugang zum Wallfahrtsort. Die Kirchenfenster mit den Gasmalereien werden zerschlagen, die Seitentüren herausgebrochen, die Altäre demoliert, die Orgel zerstört, Kapellen niedergerissen. Der Fanatismus wütet. Trotz zahlreicher Bemühungen von kirchentreuen Patres und Laien und nach einer Verschnaufpause in der Folge des Prager Frühlings naht das Ende. Am 22. September 1973 wird die Kirche in die Luft gesprengt, ein Bulldozer ebnet den Platz ein.

Aber der Ort lebt in den Herzen fort. Nach der Wende kommen die Wallfahrer, ein Kreuz wird errichtet, die Grundmauern des Altarraumes freigelegt, die noch brauchbaren Ziegel gesammelt. Pfarrer Adolf Schrenk organisiert den Wiederaufbau. Der Papst segnet am 22. April 1990 in Velehrad den neuen Grundstein. Und bald sind es wieder Tausende, Junge, Alte, Deutsche, Tschechen, Polen - sie alle eint die Liebe zu Maria. Sie alle machen das Wunder von Zuckmantel aus. Es besteht nicht in den Mauern, die jetzt da wieder im Wald stehen, obgleich das wundersam genug ist. Nein, das Wunder ist die Einheit, Tiefe und Stärke des Glaubens, der aus den Trümmern wächst. Maria Hilf bei Zuckmantel ist eine Lehre für die Zukunft. Der Glaube hat keine Zeit und keine Umstände, er ist. Er lebt. Er gibt Mut, wenn alle Stricke schon gerissen sind. „Maria hilft - verzaget nicht“, so steht es schlicht auf einem Altartuch aus der Zeit der Diktaturen. Das Wort gilt auch heute.



Oben: Zwei Jahrzehnte nach der Zerstörung: Elftausend Gläubige kamen, um die Weihe der neuen Wallfahrtskirche durch Erzbischof Jan Graubner und drei weitere Bischöfe mitzuerleben. Und seither reißt der Strom der Wallfahrer nicht mehr ab.

Bildleiste rechts: Das Verbot, die Wallfahrtsstätte zu besuchen, reicht den Kommunisten nicht. Das Regime befiehlt die Sprengung und Vernichtung. Letzte Bilder des Zerstörungswerkes, bevor die Bulldozer kamen... .

Unten links: Unermüdlicher Einsatz für Maria Hilf bei Zuckmantel: Pfarrer Adolf Schrenk spricht mit Wallfahrern.



Wer für den weiteren Aufbau spenden oder die Schuldenlast lindern helfen möchte, kann das auf den Namen von Pfarrer Adolf Schrenk tun, der gerne Spendenquittungen ausstellt (Spendenkonto: Maria Hilf bei Zuckmantel, Sparkasse Weilersbach, Kontonummer 132431, BLZ 76351040)



Schlüsselbegriff Arbeit

Wo die Strukturreform der Gesellschaft ansetzen muß / *Laborem exercens* und die Arbeitslosen in Frankreich

Von Jürgen Liminski

Vor genau hundert Jahren, am 13. Januar 1898, erschien in der französischen Zeitung *L'Aurore* ein offener Brief an den Präsidenten der Republik, gezeichnet von Emile Zola. Er trug den Titel „J'accuse....!“ und klagte das Unrecht an, das an dem Offizier Dreyfus verübt wurde. Es war eine Anklage gegen die gesellschaftliche Ausgrenzung aufgrund nationalistischen und antisemitischen Denkens. Es war dieses Denken, das im folgenden Jahrhundert zu Krieg und Völkermord entscheidend beitrug. Zola hatte es geahnt, wie andere auch, etwa Theodor Herzl oder Leo XIII. Heute ertönt wieder ein „j'accuse“ in Frankreich. Es ist die Anklage einer neuen Ausgrenzung, diesmal derjenigen, die nicht so sind wie die anderen, deren Existenz durch keine Gehaltsliste begründet ist. Es ist das „j'accuse“ der Arbeitslosen.

Wochenlang hielten sie Dutzende von Arbeitslosenkassen besetzt. Die Polizei hat sie Mitte Januar im Morgengrauen räumen lassen. Seither demonstrieren sie wieder an dem Ort, den das System ihnen zuweist: Auf der Straße. Sie demonstrieren gegen die Regierung und eigentlich auch gegen ihr Schicksal. Ihr Protest trägt Züge der Verzweiflung. Sie wollen nicht nur eine Jahresendprämie. Sie wollen wieder hinein in das System, sie wollen dazugehören zur Gesellschaft. Aber diese Gesellschaft - in Frankreich wie in Deutschland und überhaupt in Euro- und Dollarland - akzeptiert nur den als gesellschaftliche Größe, der Arbeit hat. Die am Erwerb Beteiligten, die Gehalts- und Lohnempfänger, die Steuerzahler, die gewerkschaftlich Organisierten und diejenigen, die die Kassen der Arbeitsämter füllen und nicht aus ihnen leben - sie alle zahlen und zählen daher im heutigen Wirtschaftssystem. Es ist die unbarmherzige Logik des Kapitals und eines

Marktes, dessen soziale Komponente in der heißen Luft der Globalisierung verdunstet.

Nur Schicksal? Der Aufstand der Arbeitslosen in Frankreich ist ein Farnal. Hier geht es um mehr als eine Prämie oder Aufstockung des Existenzminimums. Bezeichnend ist die im wahrsten Sinn des Wortes merkwürdige Übereinstimmung zwischen dem Kommunistenführer Robert Hue und Papst Johannes Paul II. In einem Radiointerview sprach Hue von einem „Kampf um die Würde des Menschen“. Mit fast denselben Worten beschrieb der Papst in seiner Enzyklika „*Laborem exercens*“ das Verhältnis zwischen Arbeit und Würde des Menschen. Durch die Arbeit verwirklichte sich der Mensch, werde er „gewissermaßen mehr Mensch“. Aber er definiert sich nicht durch die Arbeit allein. Die Würde geht der Arbeit voraus. Dieser Schnittpunkt zweier völlig verschiedener Weltanschauungen im Begriffspaar Arbeit und Arbeitslosigkeit läßt den Schluß zu, daß das Meistern der gesellschaftlichen Umbruchsituation heute bei einer Neubestimmung des Arbeitsbegriffs als kleinstem gemeinsamen Nenner an-



Die Weisheitslehren des Thomas von Aquin waren sein Ideal: Papst Leo XIII.

setzen muß. Wie dringlich das ist, zeigen die Arbeitslosenzahlen in Deutschland und der Protest der Arbeitslosen in Frankreich.

Aber die Gedanken des Papstes - mit Blick auf das Datum der Enzyklika, den 14. September 1981, könnte man sie durchaus als prophetisch bezeichnen - gehen weit über das Verteilungdenken des Kommunisten hinaus. Hue will „den Reichen Geld nehmen und es den Armen geben“. Das ist der Gerechtigkeitsbegriff der gedankenarmen Revolutionäre, die mit Recht zwar empört sind über die ungerechte Verteilung der Güter dieser Welt. Hue steht hier ganz in der Linie seines geistigen Ahnen Karl Marx. Auch der wollte, *cum grano salis*, das Vorhandene umverteilen. Und mehr noch: Die Materie bestimmt das Bewußtsein, war seine (falsche) Devise. Aber der Geist geht der Materie voraus. Nicht die Arbeit, die die Materie veredelt, verleiht dem Menschen seine Würde, sondern seine Personhaftigkeit.

Bereits im Vorwort von *Laborem exercens* schreibt Johannes Paul II: „Die Arbeit trägt somit ein besonderes Merkmal des Menschen, das Merkmal der Person... dieses Merkmal bestimmt ihre innere Qualität und macht in gewisser Hinsicht ihr Wesen aus.“ Und im Text selbst heißt es: „Der Mensch soll sich die Erde untertan machen, soll sie beherrschen, da er als Abbild Gottes eine Person ist, das heißt ein subjekthaftes Wesen, das imstande ist, auf geordnete und rationale Weise zu handeln, fähig, über sich zu entscheiden und auf Selbstverwirklichung ausgerichtet. Als Person ist der Mensch daher Subjekt der Arbeit. Als Person arbeitet er und vollzieht er die verschiedenen Handlungen, die zum Arbeitsprozeß gehören.“

Marx und Hue dagegen sehen zu-

nächst nur die Arbeit und den Menschen als Faktor der Arbeit, also in Funktion der Materie. Sie leiten seine Würde vom Besitz eines Arbeitsplatzes ab. Aber Arbeit und Arbeitsplatz sind nur Instrumente, wenn auch unabdingbare, für die Verwirklichung des Menschen und seiner Persönlichkeit. Marx und seine Epigonen denken in Kollektiven, in Besitz und Funktionen. Die Materie bestimmt ihr Bewußtsein. Die Kirche denkt in Beziehungen und Personen, der Geist ist es, der gestaltet und die Ordnung vorgibt. Deshalb „wurzelt die Würde der Arbeit zutiefst nicht in ihrer objektiven, sondern in ihrer subjektiven Dimension“ (Johannes Paul II).

Auch Frankreichs Premier, der Sozialist Lionel Jospin hat diesen Unterschied, diese Hierarchie zwischen Mensch-Person-Arbeit-Materie offenbar noch nicht begriffen. Er denkt ebenfalls in Kategorien der Umverteilung des Vorhandenen auf mehr Arbeitsplätze: Aufblähung des öffentlichen Dienstes, Verkürzung der Arbeitszeit auf 35 Stunden. In diesem Denken findet er, wen wundert es, Genossen in Deutschland und Europa. Aber die Strukturreform der Gesellschaft darf nicht bei der Verteilung des vorhandenen Vermögens ansetzen, sondern muß vor allem da beginnen, wo der Mensch im Mittelpunkt steht, konkret da, wo Humanvermögen geschaffen wird: In der Erziehung, in der Hausarbeit, in der Bildung. Denn, so der Papst, „der Zweck der Arbeit, jeder vom Menschen verrichteten Arbeit - gelte sie auch in der allgemeinen Wertschätzung als die niedrigste Dienstleistung, als völlig monotone, ja als geächtete Arbeit -, bleibt letztlich immer der Mensch selbst.“ Vielleicht hat er bei diesen Sätzen auch an die Hausarbeit gedacht. Ihr Stellenwert in der allgemeinen Wertschätzung ist gering, aber gerade dort entsteht Zukunft. Nicht nur für die Familien, sondern auch für die Gesellschaft.

Zugegeben: Dieses Postulat ist für Politiker, die in kurzen Fristen und hochdotierten Posten denken, wohl nur schwer zu begreifen, nicht nur an der Seine. Aber die rein ökonomistische, liberale oder kollektivistische Betrachtungsweisen der Arbeit sind überholt und haben ihre zerstörerische Wirkung zur Genüge entfaltet. Sie haben ausgeteilt, unterteilt und



verurteilt - immer im Namen einer Ideologie, die sich jeweils als das Non plus ultra des Guten und des Heils für den Menschen darbot und aufzwang. Heute gilt es, wie der Papst zu Beginn seines Pontifikats, also Jahre vor der Wende und vor der Diskussion um die Globalisierung schrieb, „die neuen Bedeutungsgehalte der menschlichen Arbeit, wie auch die Formulierung der neuen Aufgaben“ zu entdecken, „die auf diesem Gebiet jedem Menschen, der Familie, den einzelnen Nationen, der ganzen Menschheit gestellt sind....Rückte man früher vor allem das Problem der Klasse in den Mittelpunkt, so ist in neuerer Zeit das Problem der Welt in den Vordergrund getreten.“

Diese „universale Dimension der Arbeit“ wird von der Politik nur dann



wahrgenommen werden können, wenn sie erkennt, daß „die erste Grundlage für den Wert der Arbeit der Mensch selbst ist“ (Johannes Paul II) und nicht die Kosten beziehungsweise die Gewinne. Ein Wunder wäre es allerdings auch nicht. Denn diese Erkenntnis entspricht der Sehnsucht der Menschen. Sie gehört gleichsam zu seinem genetischen Programm, mit dem er der Welt und der Gesellschaft begegnet. In seinem Gesellschaftsroman mit dem programmatischen Titel „Arbeit“ läßt der Autor des Briefes „j'accuse“, Emile Zola, die Hauptfigur, den Revolutionär Luc Froment, diese Sehnsucht in den Ausruf kleiden: „Die Arbeit, ach die Arbeit! Wer nur könnte ihre Bedeutung so in das allgemeine Bewußtsein heben, wer nur sie neu organisieren nach den Naturgesetzen der Wahrheit und der Gleichheit, um ihr diese edle und ordnende Allmacht in der Welt zu verleihen, damit endlich die Reichtümer dieser Erde zum Glück aller Menschen gerecht verteilt werden!“ Froment stirbt am Ende des Romans, seine Sehnsucht ist geblieben. Bis heute. Die Arbeitslosen in Frankreich haben diese Sehnsucht und die Suche nach einem neuen Konzept von Arbeit, das auch die menschliche Dimension umfaßt und auf ihr fußt, wieder auf die Tagesordnung der Politik gesetzt. □

Oben: Zeitungskopf von „L'Aurore“, in dem der offene Brief vom Emile Zola am 13. Januar 1898 erschien.
Links: Zu Ehren des Papstes der Enzyklika „Rerum novarum“, Leo XIII., errichtet: Ein Arbeiterdenkmal in Rom.

Kein Korrekturbedarf? (I)

In einem katholischen Krankenhaus wünscht ein sterbenskranker Mann ausdrücklich einen Priester, der ihm die Krankensakramente spendet. Die Stationschwester bittet den Pförtner, einen Priester zu rufen. Nach kurzer Zeit erscheint ein zivil gekleideter Mann, fragt nach dem Sterbenden, geht ins Krankenzimmer, schließt die Tür hinter sich und verschwindet nach kurzer Zeit wieder. Eine andere Schwester weiß, daß dieser Mann gar kein Priester ist und informiert die Schwester Oberin über ihre Beobachtung. Die Oberin, erst kurze Zeit in diesem Konvent, ist empört und spricht mit dem zuständigen Priester. Der Priester erklärt, hier sei ein vom Bischof eingesetztes Team in der Krankenseelsorge tätig: er, eine Ordensschwester und besagter Laie. Wenn ein Kranker die Krankensakramente wünscht, steht nach einem Dienstplan immer ein Team in Rufbereitschaft. Wenn ausdrücklich ein Priester verlangt wird, soll der diensthabende Laie einen Priester zu erreichen suchen; findet er keinen, kommt der Laie. Nach den Erfahrungen der Krankenschwestern kommen die Laienhelfer dieser Pflicht, sich um einen Priester zu bemühen, wohl kaum nach, weil nahezu alle Verstorbenen ohne die Krankensakramente gestorben sind. Die Laien bereiten die Kranken auch nicht auf den Empfang der Sterbesakramente vor, denn sie sind folgender Auffassung: 1. Meine Seelsorge als Laie ist genauso viel wert wie die des Priesters. 2. Wenn *ich* mit einem Sterbenden gebetet habe, reicht das völlig aus. Der liebe Gott wird nicht so klein-kariert sein, und das nicht annehmen. 3. Das „Sakrament des Händehaltens“ ist für den Patienten wirksamer als eine Ölung durch einen unbekanntem Priester. 4. Die Schwester wird angewiesen, den Angehörigen, die danach fragen, zu sagen, der Verstorbene sei „seelsorglich versorgt“ gewesen, bevor er gestorben sei, auch wenn er die Sakramente nicht empfangen habe.

Das Gespräch mit dem Priester fand ca. sieben Wochen nach dem Erscheinen der Instruktion zu einigen Fragen über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester statt.

Der zuständige Bischof ließ inzwischen verlauten, daß in seiner Diözese die Pastoral nicht geändert werden müsse. *Johannes Kramarz*

Auf dem Prüfstand

Kein Korrekturbedarf? (II)

Aus dem Brief einer Fels-Leserin an ihren Pfarrer

Sie haben es gestern mit ihren Bemerkungen über das Papier, das Ihnen da aus Rom auf dem Tisch geflattert sei - und über die Freude des sattsam bekannten Fuldaer Bischofs Dyba mit seiner Ihrer Meinung nach zynischen Art - geschafft, daß mein Sonntagsgottesdienst mit diesen eröffnenden Worten zu Ende war. Woher nehmen Sie eigentlich das Recht, sich diesem Bischof so überlegen zu fühlen?

Als mündiger Laie - den Sie fordern und der ich bin - bin ich nicht länger bereit, mir in der Kirche Erörterungen über die Befindlichkeitsstörungen eines Priesters in seiner Kirche, über sein Leiden an ihr und das von ihr Erwartete anzuhören. Und ich halte es nicht für Ihre Aufgabe als Priester, Gläubige aus der Kirche zu treiben.

Da Sie sicher nicht weniger informiert sind als ich, wäre es Ihre Aufgabe gewesen, den von Ihnen zitierten Patriot-Artikel zu korrigieren, statt sich dessen Ausführungen zu eigen zu machen. Sie wissen, daß Rom in dem von Ihnen gerügten Papier nur wiederholt hat, was die ganze Zeit Regel war.

Bitte tun Sie doch in Zukunft in der Kirche einfach nur das, was Ihr Amt ist: Gottesdienst feiern und für die Gläubigen in persona Christi - so wunderbar das immer und in Einzelfällen ganz besonders ist - Brot und Wein in Fleisch und Blut Christi zu wandeln. Bitte machen Sie nicht die heilige Messe zu Ihrer persönlichen Protestveranstaltung und zwingen Sie nicht andersdenkende Laien dazu, die Kirche gegen ihre Priester zu verteidigen. Eines Tages könnte unsere Mündigkeit so weit gehen, daß wir die Kirche dann nicht mehr schweigend verlassen, sondern uns laut zu Wort melden. Bei mir hat gestern nicht mehr viel daran ge-

fehlt. Der Gottesdienst als Diskussionsveranstaltung wäre aber vielleicht auch nicht das, was Sie sich wünschen, oder?

Sie wissen, daß ich zu den vielen „Elisabethflüchtlingen“ gehöre. Es hat Sie bisher offenbar nicht gestört, daß ich und manche andere sich in Ihrer Gemeinde religiös gesehen nicht zuhause fühlen; um so richtiger wäre es - schlicht: demokratischer gegenüber denen, die Sonntag für Sonntag mit den Füßen abstimmen - wenn Sie bei gelegentlichen Vertretungen in anderen Gemeinden Ihr Programm etwas zurückhalten würden. *Ursula Zöller*

Bischof Stecher rechnet mit dem Papst ab

Der ehemalige Innsbrucker Bischof Stecher hat „mit der Amtsführung des Papstes abgerechnet“ (SZ vom 13./14. 12. 97). Mit eigenen Worten: „nicht als »mutiger Pensionist«, sondern im Amt“, gut kalkuliert, wenige Tage, bevor seine Amtszeit ablief. Mutig? Nein, das war es nicht! Denn jeder weiß: Wer den Papst angreift, geht kein Risiko ein, hat die Medien, die stärkste Macht, hinter sich. Auch Stecher weiß das. Sein Brief war, wie die SZ schreibt „ursprünglich privat verfaßt, verschickt aber an so viele Adressaten, daß die Geheimhaltung wohl nicht die allerwichtigste Absicht des Verfassers war“. Das Ganze hat Methode, ist gut eingefädelt. Die Reaktion auf Stechers Angriffe gegen den Papst zeigt auch etwas über den inneren Zustand der Kirche in den deutschsprachigen Ländern. In Österreich bezog Bischof Krenn als erster im Rundfunk dagegen Position. Auch das beleuchtet die Situation.

Die Wortwahl verrät einiges über Stecher, so, wenn alte Priester für die Eucharistie „eingeflogen“ werden, die Römische Instruktion als eine „Verteidigung der klerikalen Vollmachten, Würde und Standesrechte“ bezeichnet wird, vom „Festhalten an einem Amtsbegriff, der nicht aus der Offenbarung erwiesen ist“, gesprochen wird, wenn ironisch von „Familien, die eben zölibatäre Berufe in genügender Anzahl zu fabrizieren(!) hätten“, die Rede ist, etc. „Die Sprache verrät Dich“ kann man hier nur sagen.

Nun zu den „eigentlichen Bedenken“ des Bischofs Stecher. Die Tatsache des Priestermangels nimmt Ste-

cher zumAnlaß, dem Papst ein „Nicht-zur-Kennntnis-Nehmen der pastoralen Situation“ vorzuwerfen, der „derzeitigen Kirchenleitung ein theologisches und pastorales Defizit“ anzuhängen, welches das „kirchliche Amt“ zum „sakralen Selbstzweck“ werden läßt. „Die Tendenz, menschliche Ordnungen höher zu werten als den göttlichen Auftrag, sei das eigentlich erschütternde an manchen Entscheidungen unserer Kirche.“

Wenn Stecher die hohe Bedeutung der Eucharistie für die Gemeinde und die Kirche herausstellt, so ist ihm zuzustimmen. Gleichzeitig ist zu fragen, was er denn in seiner Diözese getan hat, um das Priesterbild für junge Menschen anziehend zu machen und Priesterberufungen zu fördern. Anstatt den Papst anzugreifen, wäre es mutiger gewesen, den Katholiken seiner Diözese zu sagen, daß es auch an ihnen liegt, ob sich Berufungen entfalten können. In der Kirche gibt es neue Orden und Bewegungen mit opferbereiten Priestern, die es schwer haben, in der Seelsorge eingesetzt zu werden. Ich nenne nur die Priesterbruderschaft St. Petrus, das Opus Dei, die Ordensgemeinschaft von Pater Hönisch. Hat Stecher je daran gedacht, sie in seine Diözese zu rufen, um den Priestermangel zu lindern? Oder waren sie in seiner Diözese, in der das sog.

Ein mutiger Schritt

Kardinal Meisner von Köln will das Selbstverständnis der katholischen Verbände seiner Diözese auf den Prüfstand stellen. Grund dafür seien Entwicklungen, welche die Katholizität verschiedener Verbände in Frage stellen. Er habe auch in letzter Zeit mehrere Satzungen und Statuten nicht genehmigt, wenn sie nicht dem katholischen Verständnis entsprachen. Jeder Verband und jede Gemeinschaft habe im Evangelium, wie es die Kirche verkündet, ihren Auftrag und ihr Maß. Aus „christlicher Zeugenschaft“ werde immer mehr, so der Kardinal, ein „formales Christentum“.

Wir können nur hoffen, daß viele Bischöfe in Deutschland diesem mutigem Beispiel folgen.

Kirchenvolksbegehren seinen Ausgang nahm und sein Zentrum hat, unerwünscht?

Es wäre auch mutig gewesen, den Gläubigen zu sagen, daß ihnen größere Opfer und längere Wege für den Besuch der hl. Messe zuzumuten sind, solange der Priestermangel besteht. Ich habe in Rußland 1988 Gemeinden angetroffen, bei denen die Gläubigen bis zu 80 km gefahren sind, um an der Sonntagsmesse teilnehmen zu können. Wenn Stecher die Situation so dramatisiert, muß auch einmal gesagt werden, daß bei uns trotz eines vergleichsweise großen Angebots nur rd. 15 % der Gläubigen regelmäßig an der Hl. Messe teilnehmen.

Unerträglich wird Stecher, wenn er die Barmherzigkeit gegen die Wahrheit ausspielt. In seiner Maßlosigkeit läßt er sich zu Äußerungen hinreißen wie, „Rom hat das Image der Barmherzigkeit verloren und sich das der repräsentativen und harten Herrschaft zugelegt (...). Am bedenklichsten ist in dieser Frage der Mißachtung göttlicher Weisungen der Umgang mit Priestern, die geheiratet haben (...) das unbarmherzige Nein (...) Verzeihen (...) scheint in römischen Dekreten nie auf (...) Verweigerung von Verzeihung und Versöhnung ist die viel größere Sünde als die Verletzung des Zölibats“. Und schließlich der unverschämte Vergleich des Papstes als „Schreibtischtäter“ mit den „Detailsündern“ (Zölibatsbrechern) beim „Weltengericht“. Es kommt Stecher offensichtlich nicht in den Sinn, daß die größte Unbarmherzigkeit unter dem Aspekt des ewigen Gerichts das Totschweigen von Sünde, Unrecht, Treulosigkeit und die fehlende Mahnung zu Umkehr und Buße ist. Stecher sieht in der „Tendenz, die Weisung Jesu kirchlichen Verwaltungspraktiken und menschlicher Autoritätsausübung unterzuordnen, die eigentliche Einbuße der päpstlichen Autorität“.

Abgesehen davon, daß der Papst weltweit über eine sehr große Autorität, insbesondere auch bei der Jugend verfügt, obwohl er den Menschen nie nach dem Mund redet, geht seine wahre Autorität auf den Stifter der Kirche zurück.

Bischöfe, wie Stecher, die nicht in Einheit mit dem Papst verbunden sind, mögen einen kurzlebigen Applaus für ihre Papstkritik erhalten, für Katholiken haben sie ihre Autorität verloren.

Hubert Gindert

Bischöfe zwischen den Stühlen/ Will Kohl die Kirche instrumentalisieren?

Zwischen der Partei von Bundeskanzler Helmut Kohl und dem Vatikan steht es nicht zum Besten. Offiziell ist alles in Ordnung. Der deutsche Botschafter beim Heiligen Stuhl kann ruhig sitzen bleiben. Aber nicht wenig Bischöfe in Deutschland haben das Gefühl, zwischen den Stühlen zu sitzen. Besser: Zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Sessel des Kanzlers. Anlaß für dieses unbequeme Gefühl geben der Kanzler und einige seiner Getreuen, allen voran Bundesfinanzminister Waigel und Baden-Württembergs Ministerpräsident Teufel. Kohl äußerte sich in der ersten Kabinettsitzung des Jahres vernehmlich zur Abtreibung. Null Problemo befand er, man werde nicht, wie Familienministerin Nolte es indirekt empfohlen hatte, vor das Bundesverfassungsgericht nach Karlsruhe ziehen. In Deutschland sei hier alles in Ordnung. Aber was so aussah wie ein Rüffel für die Ministerin sollte in Wirklichkeit ein Signal für Rom sein, etwa diesen Inhalts: Haltet Euch raus, laßt alles, wie es ist, ich kann jetzt im Wahlkampf keine Querschüsse aus Rom gebrauchen, schon gar nicht einen Umstieg der Kirche aus der staatlichen Beratung mit Schein in die kirchliche Beratung ohne Schein. Das Signal wurde in dem einen oder anderen Hintergrundgespräch noch erläutert, damit man es in Rom auch versteht.

Aber in Rom denkt man anders. Priorität hat in der Regel die Wahrheit, nicht ein politischer Wahltermin. Und in der Sache hat Frau Nolte recht. Die Abtreibungszahlen sind, auch wenn man sie nicht genau ermitteln kann, schlechter geworden. Es werden mehr ungeborene Kinder getötet als zuvor. Also doch Problemo. Und je länger die Kirche dieses unwürdige Spiel mitmacht, um so mehr schadet sie ihrer Glaubwürdigkeit. Kohls Signal ist, von der Beratungsproblematik einmal abgesehen, zweischneidig. Es zeigt, wie selbstverständlich der Kanzler nicht nur über seine Partei verfügt, sondern auch die Bischöfe und die Kirche zu seinen Vasallen zählt. Nur der Bischof in Rom paßt da nicht ganz ins Bild. Aber das ist für das Verhältnis zwischen Papst und Kanzler oder Kaiser ja auch nichts Neues. Nur: Zu

wessen Gunsten diese Auseinandersetzungen langfristig immer ausgegangen sind, das dürfte dem Bismarck-Bewunderer und Historiker Kohl eigentlich bekannt sein... *lim*

Das ZdK - überholt und überflüssig

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken ist beunruhigt. Soviel Gegenwind hatte man nicht erwartet auf die Kritik an der Laien-Instruktion aus Rom. Aber nicht die Worte aus der Bischofskonferenz beunruhigen die Funktionäre des Katholizismus. Dafür bringt man sogar noch ein gewisses Verständnis auf und schließlich kann es dem Ansehen des ZdK nicht schaden - meint man -, sich an der sogenannten Amtskirche zu reiben. Leichte Unruhe war schon aufgekommen, weil auch in den Medien, etwa durch die Artikel von Gabriele Gräfin Plettenberg, kritische Töne laut wurden. Aber groß ist die Sorge jetzt insbesondere durch Kommentare in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Hier ist es nicht der Korrespondent in Rom Heinz Joachim Fischer, der wegen seiner fairen Berichterstattung schon lange wie ein Stachel im Fleisch der professionellen Katholiken sitzt, sondern ein Journalist namens Christian Geyer. Der junge Mann ist Redakteur im Feuilleton der FAZ. Einen Namen gemacht hat er sich durch seine Kenntnisse in der Soziologie. Angefangen hat er seine Karriere bei der WELT, wo er die Hochschuleseite redigierte und gestaltete. Nun erlaubt er sich, aus soziologischer Sicht auch Kirchenthemen zu betrachten, zum Beispiel die Beratungsfrage, die er als „Beratungsfälle“ für die Kirche bezeichnet oder eben auch das Gebaren des ZdK, das er als „Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts“ decouvriert, eine Zeit, „in der der Verbandskatholizismus blühte und eine ganze Gesellschaft in Sammelbewegungen, Vereinssitzungen und Fahnenaufmärschen dachte“. Geyer: „In unserer hochgradig ausdifferenzierten Gesellschaft hat solch korporatives Denken den milden Charme der Anachronismen“. Süffisant beschreibt der Autor das Selbstverständnis des ZdK, „das in der Öffentlichkeit aus unerfindlichen Gründen als oberste Laienvertretung bezeichnet wird“, und damit kundtut, daß es den katholischen

Bürger nicht für mündig genug hält, sich selbst zu vertreten. Etwas hysterisch seien die Reaktionen dieser „Berufslaien“ auf die Instruktion gewesen: „Sie schreien ein bißchen wie am Spieß“ und erneut bemerkt der Kirchenhistoriker in dem schrillen Pathos des geistigen Widerstands die fortdauernde Anhänglichkeit an die Kategorien des vorigen Jahrhunderts, als man im Ultramontanismus noch einen greifbaren Gegner hatte. Auch in dem jüngsten Streitfall glaubt sich das Komitee als Sachverwalter in einem Konflikt zwischen Klerus und Laien. Aber vermutlich ist es nur wieder einer zwischen Laien und Berufslaien.“ Geyers Analyse traf ins Schwarze. Die Führung des Zentralkomitees berief eine Sondersitzung ein, um über diesen Artikel zu beraten. Aber herausgekommen ist natürlich nichts. Wie sollte auch? Schließlich stehen wir an der Schwelle des 21. Jahrhunderts und in einer Sitzung ein ganzes Jahrhundert zu überspringen ist selbst für die alerten Profis des Komitees zu viel verlangt. Wenn sie sich allerdings überhaupt nicht bewegen - und die öffentlichen Bemerkungen ihres Präsidenten stellen fast jedes Mal die trotzig entschlossene Schau, in den verkrusteten Denkschablonen zu verharren - dann wird der Abstand zur modernen Welt immer größer und ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis alle Laien erkennen, wie überflüssig dieses Komitee doch ist. Von den Berufslaien kann man solche Erkenntnis wohl leider nicht erwarten. *F. Sal.*

Neues Abtreibungsrecht in Polen

Was in Deutschland von der Regierungsspitze als „nicht nötig“ erachtet wird, nämlich eine Revision der Abtreibungsgesetze, ist jetzt in Polen geschehen. Das neugewählte Parlament hat noch im Dezember ein Gesetz verabschiedet, das Abtreibungen nahezu verbietet. Der Sejm bekräftigt damit ein Urteil des polnischen Verfassungsgerichts vom Mai 97, in dem auch die soziale Indikation verworfen wird. Damit ist die Fristenregelung in Polen abgeschafft, es besteht wieder eine Indikationsregelung, allerdings ohne soziale Indikation. Ein Grund für das Urteil des Gerichts und des neuen Parlaments war, das Leben des Menschen von Anfang an, also ab der Empfängnis zu schützen.

Die derzeitigen Probleme mit der Liturgie bringt Kardinal Ratzinger wohl auf den Punkt, wenn er im Grußwort an die Teilnehmer der Internationalen Sommerakademie 1997 in Aigen sagt: es komme bei der Liturgie nicht darauf an, „ob sie uns gefällt, sondern daß sie Gott gefalle, für ihn »wohlgefällig« und »annehmbar« sei“ (Siehe den Auszug Seite 56 dieses Heftes). - Zur Lösung der Probleme müßte demnach das Trachten nach Gottwohlgefälligkeit als menschliche Grundhaltung in der Kirche wieder „selbstverständlich“ werden; es ist eine unabdingbare Voraussetzung für das Christ-Werden und Christ-Sein.

Image und Wirklichkeit sind zweierlei. Gut, wenn der Ruf, in dem einer steht, der Wirklichkeit entspricht. Möglicherweise steht aber einer z.B. im Ruf der Barmherzigkeit, ohne in Wahrheit barmherzig zu sein, und ein anderer wird als „unbarmherzig“ verschrien, der es keineswegs *ist*. Ein Lehrer, der seinen Schülern trotz vieler Fehler gute Noten gibt, mag bei diesen das Image der Güte gewinnen, aber *ist* er in Wahrheit gütig? Kommt es auf das Image an? - Solches sollte bedacht werden angesichts des Vorwurfs von Bischof Stecher: „Rom hat das Image der Barmherzigkeit verloren“. - Mag sein, daß Rom unter dem Trommelfeuer der Kritik bei vielen dieses *Image* verloren hat, aber *ist* Rom auch unbarmherzig? Und kommt es Bischof Stecher auf das Image an, nicht auf die Wirklichkeit?

In der Frage der Schwangerenberatung sei die Entscheidung Roms noch nicht gefallen, teilte Bischof Dr. Karl Lehmann laut Pressemeldungen am 8. Januar mit. „Ich weiß nicht, wie es ausgeht“, sagte er. - Solche Äußerungen haben in der Öffentlichkeit eine fatale Wirkung: Sie lassen die Entscheidung Roms als etwas Unvorhersehbares, Irrationales, vom persönlichen Dafürhalten oder gar Belieben des Papstes abhängiges erscheinen statt als notwendige Folgerung aus allgemeingültigen, verbindlichen moralischen Prinzipien, und den Gehorsam gegenüber der Entscheidung als blind-papalistisch und unzumutbar. - Lehmanns Äußerung ist eine sehr schlechte Vorbereitung auf die Entscheidung; sie kann freilich nicht besser ausfallen, wenn von anderen Prinzipien her gedacht wird, und weist noch einmal auf die Notwendigkeit einer gründlichen Revision der Moraltheologie in Deutschland hin. *H.Fr.*

Unter dem Titel „Die heilige Liturgie“ ist vor kurzem der Sammelband mit den Referaten der Internationalen Theologischen Sommerakademie 1997 des Linzer Priesterkreises erschienen (Ennsthaler Verlag, A-4402 Steyr; vgl. den Bericht „Um die Reform der Reform“ in Heft 10/1997, S. 259 ff). Der Band enthält nun auch das Grußwort von Joseph Kardinal Ratzinger an die Teilnehmer der Akademie, das seinerzeit die Tagung nicht mehr erreichte. Aus den wichtigen Aussagen des Kardinals hier einige Auszüge.

Liturgie ist zuerst Opus Dei, und dies im einfachen Sinn. Sie ist unser Zugehen auf Gott, sie ist Verherrlichung des lebendigen Gottes. Deshalb ist der entscheidende Gesichtspunkt in der Liturgie nicht, ob sie uns gefällt, sondern daß sie Gott gefalle, für ihn „wohlgefällig“ und „annehmbar“ sei (vgl. Röm 12,1; 15,16).

Die Blickrichtung der Liturgie ist Gott. Es geht nicht darum, pastorale oder sonstige Effekte zu erreichen, die werden - wenn Liturgie recht geschieht, d.h. wenn zuerst Gott geachtet wird - von ihm „dreingegeben“. Wenn diese primäre Ausrichtung auf Gott unseren Gestaltungswünschen untergeordnet wird, ist Liturgie in ihrem Kern erkrankt. Liturgie ist der Ort, wo wir unsere Anthropozentrik aufgeben und uns ganz dem lebendigen Gott zuwenden müssen, der leider auch in so vielen theologischen Überlegungen nahezu abwesend ist (...).

Liturgie können wir nicht selber „machen“, sie ist überhaupt nur möglich als Antwort auf das, was Gott getan hat, sie setzt das Absteigen Gottes voraus; nur dieses Absteigen kann uns zur Leiter werden, auf der wir mit dem absteigenden Gott aufsteigen dürfen zu ihm. Christliche Liturgie setzt Offenbarung, setzt das Heilshandeln Gottes in Jesus Christus voraus; sie beruht in ihrem Keim auf der Einsetzung, die er selber vollzogen hat. Liturgie würde ins Leere greifen ohne den einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, den menschgewordenen Sohn Jesus Christus (vgl. 1 Tim 2,5). Nur in der Gemeinschaft mit ihm vermögen wir überhaupt zu Gott recht zu sprechen, „denn um was wir beten sollen, wie es sich gebührt, wissen wir nicht, doch der Geist selber tritt für uns ein...“ (Röm 8,26). Nur der Heilige Geist, den der Sohn vom Vater her sendet, (Joh 15,26), kann uns das rechte Beten lehren, nur die Gemeinschaft mit ihm uns Gott wohlgefällig machen (...).

Diese Gottesgemeinschaft kann sich niemand selber geben. Wir können sie nur geschenkt erhalten; wo wir sie nicht empfangen, wird Liturgie zum leeren Spiel. Wo wir aber wissen dürfen, daß tatsächlich der Vorhang des Tempels zer-

Zeit im Spektrum

rissen und der Himmel offen ist, daß der Herr uns anrührt und wir ihn anrühren, da ist Liturgie groß, auch wenn ihre äußere Gestalt noch so armselig und demütig ist. Nicht die sogenannte Kreativität, sondern der Gehorsam ist daher die Grundkategorie der wahren liturgischen Feier; denn in ihm einen wir uns dem Gehorsam Christi, der den Hochmut Adams überwunden und so unseren Sturz aufgefangen und in neuen Aufstieg umgewandelt hat.

Zur liturgischen Erneuerung

Seinen letzten „Geistlichen Rundbrief“ des Jahres 1997 widmete Bischof DDR. Klaus Küng von Feldkirch/Vorarlberg dem Thema „Die liturgische Erneuerung“ (Nr. 4/1997; erhältlich beim Bisch. Sekretariat, Hirschgraben 2, A-6800 Feldkirch). Hier einige Stellen daraus.

Um zur Liturgie Zugang zu finden, ist unser *Beten* grundlegend. Wir sollten es pflegen, den Wunsch haben, besser beten zu lernen. „Zu dir, o Gott, erhebe ich meine Seele“ (...).

Christus und das von ihm vollzogene, in der Kirche gegenwärtige Heilswerk ist das Zentrum der kirchlichen Liturgie. Sie ist getragen vom Glauben an Christus, mehr noch, sie ist erfüllt von seinem Heilswerk. An uns liegt es, Christus und sein Heilswerk zu erkennen und anzunehmen. Mit Christus ist hier freilich nicht bloß der Mensch Jesus gemeint, der vor langer Zeit gelebt hat und ein großartiges Vorbild ist; gemeint ist *Christus heute*, der menschgewordene Gottessohn, der tatsächlich vor 2000 Jahren gelebt, der die Frohbotschaft von der Vergebung der Sünden und von Gott dem Vater gebracht hat, der uns durch sein Leiden am Kreuz erlöst hat und auferstanden ist, der zur Rechten des Vaters sitzt und auch *jetzt lebt*. Dieser gleiche Christus ist in der Kirche mit seinem Erlösungswerk gegenwärtig.

Wenn wir auf ihn hören, erkennen wir den Weg, der zum Vater führt, zum Ziel unseres Lebens. Wenn wir ihm ehrlich und bereitwilligen Herzens begegnen, unser Leben entsprechend gestalten und

ihn aufnehmen, empfangen wir den Frieden von Gott, finden wir den Weg zur inneren Freiheit und werden durch ihn zum Guten befähigt. (...).

Von großer Bedeutung ist *das Amtsverständnis der Kirche*. Christus hat Apostel eingesetzt. Sie und ihre Nachfolger bzw. die von ihnen geweihten Mitarbeiter, die Priester und Diakone, sind nicht bloß Vertreter, Delegierte oder Vorsitzende der Gläubigen, sie sind seine Gesandten und Bevollmächtigten. Sie handeln kraft der Handauflegung, die sie empfangen haben, in persona Christi, d.h. in den sakramentalen Vollzügen ist es Christus selbst, der durch sie wirkt. Ob wir es wahrnehmen? Die Liturgie der Kirche kann dann eine wunderbare Quelle der Kraft, der Freude, der Gelassenheit und der Hoffnung sein, weil sie uns entdecken läßt, wie nahe uns der Herr ist, der uns zum Vater führt.

Werke, die auf Wiederentdeckung warten

Einem „Meister geistlichen Lebens“, nämlich dem Diener Gottes Dom Columba Marmion OSB (1858-1923), zuletzt Abt von Maredsous (Belgien), ist aus Anlaß der 75. Wiederkehr seines Todestages Heft 1/1998 von „Gottgeweiht - Zeitschrift zur Vertiefung des geistlichen Lebens“ mit verschiedenen Beiträgen gewidmet (Bei: Perfectae Caritatis; Postfach 190, A-1191 Wien). Schriftleiter P. Dr. Ildefons Fux OSB schließt seinen Einführungsbeitrag mit den Worten:

Am 30. Jänner 1923 schloß er seine Augen für diese Welt. Sein Mund aber schien nun lauter denn je zu sprechen - durch das gedruckte Erbe, das er den Christen vieler Länder hinterließ. Nie lockte ihn die Laufbahn eines geistlichen Schriftstellers; er sprach in seinen Exerzitien und Konferenzen aus vollem Herzen und ohne schriftliche Vorbereitung. Viele aber fühlten sich angetrieben, das Gehörte festzuhalten und die Verbreitung des lebendigen Wortes durch das gedruckte Buch zu wünschen. Dom Marmion ließ es geschehen; er nahm an den Manuskripten Korrekturen vor und ergänzte sie. So entstanden folgende Werke: Christus, das Leben der Seele, 1917; Christus in seinen Geheimnissen, 1919; Christus, das Ideal des Mönches, 1922. Posthum erschienen: Sponsa Verbi, 1923, und Christus, das Ideal des Priesters, 1952.

Ungeachtet des Wandels sprachlichen Empfindens wird sich kaum jemand der wohlthuenden Ausstrahlung dieses Meisters geistlicher Lehre entziehen können. Deshalb schließen wir mit der augustianischen Ermutigung: Nimm und lies!

In deutscher Sprache sind - soweit wir

Breid, Franz (Hrsg.), Die Letzten Dinge, W. Ennsthaler Verlag, 1992, 271 S., Sammelband, ISBN 3-85068-383-4, ca. 19.-DM, kartoniert

Die internationale theologische Sommerakademie in Aigen hat sich europaweit schon längst einen guten Ruf erworben. Dort werden Themen angeboten, die an theologischen Fakultäten kaum mehr gelehrt werden, oder in so geringem Umfang, daß z.B. das Wissen über „die Letzten Dinge“ fast verschwunden ist. Dafür haben in katholischen Buchhandlungen in enormem Umfang esoterische Schriften Einzug gehalten. Statt an das zu glauben, was biblisch fundiert ist und in der Logik des katholischen Glaubens liegt, sind immer mehr Menschen bereit, sich eigene Jenseitsvorstellungen zu machen, die unter Umständen aus den verschiedensten Weltreligionen zurechtgemixt sind und die geeignet sind, das Gewissen des diesseitig orientierten Zeitgenossen einzulullen. Aber auch die christlichen Vorstellungen von Tod, Gericht, Himmel, Hölle und Fegfeuer verblasen. Ein allgütiger Gott könne kein Richter sein und strafen. Die Erlösung sei umfassend und deshalb gäbe es weder ein persönliches noch ein allgemeines Gericht. Eine endgültige Verwerfung von Menschen passe nicht zu einem erlösenden Gott. Mit solchen und ähnlichen Ideen wurde die Lehre von den „Letzten Dingen“, die Eschatologie, zum Schweigen gebracht. Der Sammelband, der die Vorträge der Internationalen theologischen Sommerakademie des Linzer Priesterkreises in Aigen, 1992 enthält, behandelt ausführlich diese Thematik. Philosophen und Theologen haben sich mit diesen die Menschen bewegenden Fragen befaßt. Prof. DDr. Anton Ziegenaus, Augsburg, geht auf die Folgen eines Verlustes des Glaubens an die letzten Dinge ein. Die Theologie des Todes stellt Antoni J. Nowak, Professor für Psychologie und Anthropologie an der katholischen Universität Lublin, dar. „Ein Mensch, der in seinem inneren Leben, ja in seinem irdischen Leib, mit dem eucharistischen Leib Jesu durchdrungen ist, stirbt völlig anders. Der Tod ist für ihn ein Transitus, »ein Übergang.«“ Den Glauben der Kirche zur Auferstehung des Fleisches entfaltet Bischof P. Christoph Schönborn, Wien. Fundament für diesen Glauben ist Jesus Christus selbst. Seine Auferstehung ermöglicht erst den Glauben des Christen an die Auferstehung des Fleisches. „Die Spanne zwischen der Auferstehung Christi und der Auferstehung der Toten ist die große Wartezeit der Geschichte. Wir sind alle, ob auf Erden Pilgernde oder schon Ent-

schlafene, gewissermaßen in einem Zwischenzustand, der je nach Stand in der Kirche (Pilgerstand, Läuterungsstand, Glorienstand) anders aussieht. Im Wesentlichen ist es freilich ein gemeinsames Warten und Hoffen auf die Vollendung der Königsherrschaft Christi.“ Prof. Dr. Joseph Schumacher stellt die Frage nach dem individuellen und universalen Gericht. Auch hier geht der Verfasser auf die Tradition der Kirche ein. Jede Glaubensaussage in der katholischen Kirche braucht das lückenlose Zeugnis der Kirche. Schumacher setzt sich mit der Ganztodtheorie auseinander und formuliert im Hinblick auf das Endgericht: „Die Bedeutung des Endgerichts besteht darin, daß es noch einmal alle Einzelgerichte bestätigt, und das in aller Öffentlichkeit, daß es den Menschen als Glied der menschlichen Gemeinschaft richtet, daß es nach der Auferstehung der Toten, das Urteil über den ganzen Menschen spricht und daß es den Satan endgültig entmachtet.“ Prof. Dr. Leo Scheffczyk befaßt sich mit der Frage der Allversöhnung oder endgültigen Scheidung, analysiert gegenwärtige theologische Fragestellungen. Er konfrontiert diese mit dem Glauben der Kirche. Schließlich macht Scheffczyk deutlich, wie die Barmherzigkeit Gottes zu verstehen ist und wie es sein kann, daß der Mensch doch seine Rettung verfehlt. Prof. Dr. Johannes Stöhr legt die Lehre vom Fegfeuer dar und beantwortet so wichtige Fragen wie die nach der Fürbitte für die Verstorbenen und nach den Möglichkeiten der Fürbitte der Armen Seelen bei Gott für die Lebenden. Hier scheint das umfassende Verständnis der Kirche als streitende, leidende und triumphierende auf. Das Buch der Sommerakademie schließt mit einem Vortrag von Dr. Marian Jaworski, Erzbischof von Lemberg, mit dem Thema „Das Geheimnis der Hl. Trinität als Grundlage der Lehre von der Berufung des Menschen zum ewigen Leben“: „Wer die unvergleichliche Herrlichkeit des Schöpfers und die Lebendigkeit der innertrinitarischen Liebe bedenkt, könnte geradezu wegen der Höhe der Verheißung zweifeln. Sie setzt allerdings die Heiligkeit des Menschen als vollendete Liebeshigkeit voraus.“

Die Vorträge sind gut zu lesen, auf hohem Niveau und doch allgemein verständlich. Das Buch bietet ein Kompendium für Studierende und an Glaubensfragen Interessierte. (st)

Walter Brandmüller (Hrsg.), „Das eigentlich Katholische - Profil und Identität - Grenzen des Pluralismus“, MM-Verlag Aachen, 1997, ISBN 3-928272-59-4, 250 S. DM 36.-, öS 263.-, Sfr. 36.- Das „Eigentlich - Katholische“ oder „Typisch - Katholische“ darzulegen, war

das Anliegen der Theologischen Sommerakademie 1996 in Dießen. Worauf gründet sich der Anspruch der katholischen Kirche, eben „katholisch“, das heißt „allumfassend“ zu sein? Ist ihre religiöse Fülle nur eine Sammlung, die durch klerikalen Machtanspruch und Machtstrukturen zusammengehalten wird oder was macht sie ihrem inneren Wesen nach katholisch, universal? Was unterscheidet sie typisch von anderen christlichen Gemeinschaften? Diesen Fragen gingen die Referenten in Einzelvorträgen nach, die in diesem Band abgedruckt sind:

Prof. Dr. Leo Scheffczyk in „Strukturen katholischen Glaubensdenken“, Prof. Dr. Alfred Gläßer in „Katholische Ganzheitsschau“, Dr. Manfred Lochbrunner in „Und Gott sah, daß es gut war - Das katholische Ja zu den Geschöpfen“, Prof. Dr. Theodor Maas-Ewerd in „Anbetung mit Geist und Sinnen - die Liturgie der Kirche“, Prof. Dr. Lothar Roos in „Katholische Weltsicht“, Prof. Dr. Stephan Otto Horn in „Fortwirken der Menschwerdung Gottes in Kirche, Bibel und Dogma“, Prof. Dr. Klaus Schatz in „Das Papsttum - Ärgernis und Konkretion des Katholischen“, Prof. Dr. Manfred Hauke in „Maria, Urbild und Fülle des Katholischen“, Prof. Dr. Anton Ziegenaus in „Eucharistie - Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“.

Der Katholik findet hier die unaufgebbare Substanz des Katholischen aufgezeigt, was für seine religiöse Identität notwendig und für das ökumenische Gespräch von Nutzen sein kann.

(HG)

P. Frumentius Renner OSB, Im Kampf gegen Magie und Dämonie. Hrsg. von Norbert Esser, Sinzig, Sankt Meinrad Verlag 1997, ca. 160 S., mit Abb., Glanzkarton-Einband mit Farbphoto, ISBN 3-927593-21-4, DM 24,80

„Leistet ihm (dem Teufel) Widerstand in der Kraft des Glaubens!“ (1 Petr 5,9). Wie nötig wäre es gerade heute, diese Weisung des Apostels Petrus zu beherzigen, da Satanismus und magische Praktiken, Spiritismus und dämonische Schädigungen um sich greifen. Doch wer zu den Geschädigten gehört und bei Priestern Hilfe sucht, wird oft genug Hilflosigkeit, ja Ablehnung erfahren. Deshalb ist es begrüßenswert, daß P. Frumentius aus der Benediktinerabtei St. Ottilien, geb. 1908, der nach einem Studium der Physik und langer Lehrtätigkeit auf eine reiche Seelsorgserfahrung zurückblicken kann, ein gut lesbares, verständliches und sehr informatives Buch vorlegt, in dem er die weithin verdrängte Wahrheit vom Satan und seinem Wirken vorlegt. Folgende Themen werden behandelt: Engel und Teufel; die reale Macht der

Nachrichten

Berichte

Dämonen; menschliche Bosheit im Verein mit den Dämonen; das Hexenwesen in der modernen Gesellschaft; Satanisten; Verwünschungen, Fluch und Beschwörung; Zauberwort und Zauberwerk einst und heute; Methoden der Magie: der böse Blick, die Fernmagie, die Wortmagie, die Fetischmagie; Abbeten und Sympathie; Heiler und Geistheiler; Kennzeichen magisch-dämonischer Schädigungen; Befreiung aus Satans Gewalt, Kundgaben des Jenseits; die spiritistische Bewegung.

Außerdem bietet P. Frumentius in einem zweiten und dritten Teil je eine (gekürzte) Abhandlung von P. Cyrillus Wehmeister (1869-1943, seit 1895 in St. Ottilien) und Pfarrer Dr. Theol. Theobald Bischofberger (1821-1890, seit 1867 Pfarrer in Kißlegg), die einen Einblick in die seelsorglichen Bemühungen verantwortungsbewußter Priester früherer Generationen bieten und auch heute noch mehr als einen bloß dokumentarischen Wert besitzen.

Das Buch von P. Frumentius kann nicht nur Priestern mit allem Nachdruck empfohlen werden, sondern jedem, der an der Bekämpfung und Überwindung satanischen Wirkens interessiert ist. Jeder wird aus diesem Buch ein vertieftes Wissen über die Wichtigkeit des Gebetes, des Segnens und der unersetzlichen priesterlichen Wirksamkeit gewinnen und begreifen, warum wir unsere Häuser und Wohnungen segnen müssen, warum wir bei Tisch beten sollen und welche Notwendigkeit besteht, daß unsere Kinder des Schutzes durch den Segen und durch das Gebet bedürfen. (RK)

Georg May, Die andere Hierarchie, Verlag Franz Schmitt, Siegburg, 1997, 182 Seiten, DM 24,-; ISBN 3-87710-253-0

Professor Dr. Georg May stellt in seinem Buch „Die andere Hierarchie“ dar, wer in der katholischen Kirche in Deutschland heute den Ton angibt. Es sind weithin nicht diejenigen, die nach der hierarchischen, auf die Apostel zurückgehenden Verfassung das Lehr- und Hirtenamt innehaben, sondern jene Kräfte, die sich aufgrund der Führungsschwäche der Bischöfe dieses Leitungsamt anmaßen. Gemeint sind damit die Räte auf Bistumsebene (Priester-, Pastoral-, Diözesanräte), das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK), hier insbesondere die dort vertretenen Diözesanräte und katholischen Verbände und die Theologieprofessoren, die heute ein wirksames, medienunterstütztes Ersatzlehramt ausüben.

Georg May analysiert die Ursachen, wodurch es zu dieser Situation gekommen ist: die vielfachen Formen des Versagens der Bischöfe, ihre Untätigkeit, wo sie dringend hätten Korrekturen vorneh-

men müssen, ihre Beschäftigung mit Randfragen, ihre Untreue gegenüber dem Heiligen Vater. Georg May befaßt sich auch mit der Rolle, die der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Karl Lehmann in diesem Zusammenhang einnimmt. Der Autor beschäftigt sich auch mit dem Priestertum. Er geht der Krise, die heute viele Priester durchmachen, auf den Grund, nennt die wahren Ursachen des Priestermangels beim Namen und nimmt jene Kräfte unter die Lupe, die heute den Pfarrer in seiner seelsorgerlichen Tätigkeit an den Rand drängen, Gemeinde-, Pastoralreferenten, Pfarrbeauftragte, Liturgieausschüsse der Pfarrgemeinderäte. Schließlich zeigt May auf, daß das sog. Kirchenvolksbegehren kein Zufallsprodukt, sondern die reife Frucht eines lang anhaltenden negativen Entwicklungsprozesses ist. Dieses Buch enthüllt die Hintergründe und Zusammenhänge der für manche unfaßbaren Situation der katholischen Kirche in Deutschland. Es wird dringend zur Lektüre empfohlen! (HG)

Esser, Norbert, (Hrsg.), Dem Schönen und Heiligen dienen, dem Bösen wehren, St. Meinrad Verlag, 1997 ISBN 3-927593-19-2, 229 S., DM 21,50.

Ein schmales schlichtes mit Fotografien und Drucken illustriertes Bändchen, das uns Einblick in einen wichtigen Bereich des religiösen Lebens heute gibt! Es geht auf Persönlichkeiten wie Therese von Lisieux, Charles de Foucauld und Papst Johannes Paul II. ein. Neue Gemeinschaften werden dargestellt: Das Institut Christus König und Hoherpriester, die Ansiedlung der Priesterbruderschaft St. Petrus in Wigratzbad, die Entstehung der Abtei Ste. Madeleine in Le Barroux und die Entstehung und Wirkung des christlichen Kassettenapostolates. Mit der alten Liturgie befassen sich Beiträge von Monika Rheinschmitt und P. Engelbert Recktenwald. P. Lothar Barth stellt die lateinische Sprache als Kultsprache dar. Mit Glaubensinhalten befassen sich Artikel zu den Nah-Tod-Erlebnissen, zu besonderen kirchlichen Festen wie Kar- und Osterliturgie in Jerusalem, die Kräuterweihe an Mariä Himmelfahrt und die Auseinandersetzung mit den Mächten der Finsternis. Msgr. Dr. Wilhelm Imkamp stellte für dieses Bändchen eine Predigt über die Engel zur Verfügung. Die Aufsätze und Artikel bieten Hilfen für das religiöse Leben, etwa der Beitrag von P. Frumentius Renner über Schutz- und Segensgebete, und sachliche Informationen, etwa zum Tagesablauf im Kloster Ste. Madeleine. Schließlich stellt das Buch die Autoren vor, unter denen auch Christa Meves mit einem Beitrag über die Familie ihren Platz hat. (st)

Lichtblick

Die ersten deutschen Legionäre legten die ewigen Gelübde ab.

Ein denkwürdiger Tag für die Legionäre Christi in Deutschland. Die ersten Deutschen, die 1989 bei den Legionären eingetreten sind, haben am 9. Oktober 1997 in Rom ihre ewigen Gelübde abgelegt. Ein Lichtblick auch für die Kirche in Deutschland.

(Legionäre Christi 3/97)

Wann wird es losgehen?

Die Grazer „Kleine Zeitung“ gilt als das „Sprachrohr“ Bischof Webers, des Vorsitzenden der Österreichischen Bischofskonferenz. Die Zeitung kommentierte die „Wegbeförderung“ von Bischof Haas folgendermaßen: Der Vatikan habe eiskalt, mit römischem Kalkül, reagiert. Und weiter wörtlich: „Das dürfte so manchen Bischof mit ähnlich gelagerter Problematik sehr nachdenklich stimmen.“ Dem ist nichts hinzuzufügen. Wann wird es losgehen?

(Der 13., 13.12.97)

Die Amtsenthebung

Der Generalvikar der Diözese Passau, Lorenz Hüttner, enthebt als Bevollmächtigter von Diözesanbischof Franz Eder mit Wirkung vom 24. Januar 98 Hermann Fueßl seines Amtes als Pfarrer von Grainet. Die Gründe, so die offizielle Erklärung, liegen in den tiefgreifenden Konflikten innerhalb der Pfarrgemeinde. Fueßl, bekannt wegen seiner konservativen Haltung: „Ich habe mir absolut nichts vorzuwerfen!“ Er legt Beschwerde ein und wendet sich nach Rom.

(Passauer Bistumsblatt vom 21./28. 12.97)

Ordensfrauen wählen links

In Vicenza, im „frommen“ Nordosten Italiens, haben bei den Kommunalwahlen

len Ende November fast alle Ordensfrauen für den Kandidaten der Linken gestimmt. Damit erreichte der Vertreter der Mitte-Links-Koalition aus den Reihen der Grünen in einem von Ordensfrauen dominierten Wahlbezirk eine 90 Prozent-Mehrheit. Von 513 Stimmberechtigten stellen die Frauen des dort ansässigen Schwesternkonvents mehr als 400.

(Publik Forum 19.12.97)

Vor einer ökumenischen „Scheingemeinschaft“ gewarnt.

Vor einer „ökumenischen Scheingemeinschaft“, die nicht aus einer sichtbaren kirchlichen Bindung heraus entstanden ist, hat der Jesuitengeneral Hans Kolvenbach gewarnt. Nur im Dialog zwischen überzeugten Christen könne eine von Christus gewollte Ökumene entstehen. Dabei gäben die Gesprächspartner den Wahrheitsanspruch ihres je eigenen Glaubens nicht auf, sagte Kolvenbach bei einer Matinee zum vierhundertsten Todestag des Jesuiten Petrus Canisius in Würzburg.

(Deutsche Tagespost, 23.12.97)

Religionsfreiheit in Indien?

„Unter den Ereignissen des Jahres möchte ich meine Indienfahrt zu Mutter Teresa in Kalkutta erwähnen. Mit einer Gruppe von 22 jungen Japanern flog ich nach Kalkutta. Um ein Visum bei der indischen Gesandtschaft zu erhalten, mußte ich versprechen, keine Missionstätigkeit zu betreiben.

(Aus dem Brief eines Japanmissionars)

Das Turiner Grabtuch aus der Gegend von Jerusalem

Die Untersuchung der Pollen auf diesem Grabtuch verweist die Herkunft des Grabtuchs eindeutig in die Nähe von Jerusalem. Eine Pollenart komme ausschließlich in Israel, Jordanien und in der Wüste Sinai vor.

Schweizer. Katholische Wochenzeitung 19.12.97

Schlappe für die US-Kirchenvolksbewegung

Nur 37.000 Unterschriften in einem Jahr. Reifall für die US-amerikanische Bewegung „Wir sind Kirche“: In einer landesweiten Unterschriftenaktion für Reformen in der katholischen Kirche wurden innerhalb eines Jahres lediglich

37.000 Unterschriften gesammelt. Erwartet worden seien mindestens eine Million Unterschriften, erklärte die Initiatorin der Kirchenvolksbewegung, die Loreto-Schwester Maureen Fiedler, in Detroit. - Wegen der geringen Resonanz war die ursprünglich von Pfingsten 1996 auf ein Jahr angelegte Aktion bis in den Herbst verlängert worden.

Schweiz. Kath. Sonntagsblatt 21.12.

Die Lösung des Problems Chur nach dem Theologen Hans Küng

Die Berufung von Bischof Haas zum Erzbischof des Fürstentums Liechtenstein feiere er als großen „Sieg“ der Kirchenrebellen.. Er schreibt: „Man sollte den Sieg nicht unterschätzen, den die Wegbeförderung des Bischofs Haas aus Chur für Klerus und Volk des Bistums, ja, für das in dieser Sache solidarische Schweizer Volk überhaupt bedeutet. Wie oft hörte ich in Deutschland, es würde in Chur genauso gehen wie in Wien, Köln, Fulda, St. Pölten, Salzburg und anderswo, wo man Volk und Klerus einen unerwünschten Bischof vor die Nase setzte: Am Ende werde das Kirchenvolk sich resigniert damit abfinden. Jetzt aber hat Rom resigniert - ein Präzedenzfall für eine fehlbesetzte Diözese! Wahrhaftig, hier kann man in schwieriger Zeit einmal stolz sein auf seine Schweizer Heimat: Der Widerstand gegen einen unrechtmäßig eingesetzten, stockreaktionären Kirchenvogt hat nie nachgelassen, sondern sich ständig verstärkt - ein ganzes langes Jahrzehnt. Und jetzt hat man gesiegt.“

Schweiz. Kath. Wochenzeitung 19.12.1997

Die Priesterbruderschaft St. Petrus wächst

Am 18. Oktober 1988 hatte die Bruderschaft 13 Priester, 1 Diakon und 30 Seminaristen. Im November 1997 zählt sie 81 Priester, 10 Diakone und 115 Seminaristen. Weltweit unterhält die Priesterbruderschaft 36 Niederlassungen in 5 Distrikten. Inzwischen ist das Haus der Priesterbruderschaft in Wigratzbad zu klein geworden. Eine Erweiterung wird dringend notwendig.

Informationsblatt der Priesterbruderschaft St. Petrus Dez. 1997

Junge Europäer: gläubig, aber nicht praktizierend (KNA)

Das Ergebnis einer Umfrage unter 10.000 Jugendlichen zwischen 15 und

24 Jahren in den EU-Mitgliedsländern brachte folgendes Ergebnis (6 von zehn Millionen Jugendlichen bezeichnen sich als gläubig):

als praktizierende Gläubige:

Irland:	48%
Griechenland:	41%
Deutschland:	17,6%
(Westdeutschl.:	19,6%
Ostdeutschl.:	7%
Dänemark:	5,1%
Schweden:	7,5%
Briten:	8,2%
Frankreich:	8,6%

gläubig sein, ohne in die Kirche zu gehen:

Spanien:	56,2%
Griechenland:	52,8%
Portugal:	48,9%
Deutschland:	32,9%
Belgien:	23,4%
den Glauben praktizieren (EU-Schnitt):	
Katholiken:	29,5%
Protestanten:	16,4%
Orthodoxen:	45,4%
gläubig, aber nicht praktizierend:	
Katholiken:	56,1%
Protestanten:	51,5%
Orthodoxen:	50,5%

Milliarden für die Abtreibung

Eine Nachfrage bei den Spitzenverbänden der Krankenkassen, bei denen 88,5% der Bevölkerung versichert sind, hat ergeben, daß in den Jahren von 1992 bis 1996 für rund 562.000 als solche gemeldete Abtreibungen 1,843 Milliarden DM an Krankenversicherungsbeiträgen aufgewendet wurden. Nicht enthalten sind darin die Kosten, die nach einer Abtreibung nach dem Lohnfortzahlungsgesetz den Arbeitgebern entstehen. Private Krankenkassen, in denen 9,1% der Bevölkerung versichert sind, übernehmen nur Kosten, die durch eine sog. medizinische Indikation entstanden sind. Nicht festzustellen ist darüber hinaus, wieviel Geld an Beamtinnen, Ehefrauen von Beamten und gegebenenfalls auch für deren Töchter nach dem Beihilferecht für Abtreibungen aus Steuermitteln gezahlt wurden.. Hinzu kommen noch die Kosten für Sozialhilfeempfänger. Also wohl weit über 2 Milliarden Mark in 5 Jahren für die Tötung von ungeborenen Kindern!

Information FMG, Dezember 1997, S. 31

Ursachen der katholischen Krise

Der Jesuit Erich Przwara, an dessen 25. Todestag wir uns im Dezember 97 erinnern haben, hat in seinem Werk „Katholische Krise“ zwei wesentliche Ursachen

der nachkonziliaren Krise genannt. Er schreibt: „Zwei Catholicissima fehlen diesem neuen Katholizismus durchweg; und das ist das Gefährlichste an ihm! Diese Kreise stellen das mysterium crucis zurück (...) unbekümmert um die scharfen Worte des Philipperbriefes von der 'Feinden des Kreuzes Christi' und mit dem mysterium crucis auch diejenige zurück, die unter dem Kreuze stand als mitgekrenzt im 'Schwert der Seele'! Während der Katholizismus der nach-reformatorischen Zeit im Zeichen Mariens sich entscheidend erneuerte, ist für diesen neuen Katholizismus, der die Gegen-Reformation liquidieren möchte, um die Reformation heimzuholen, Maria bestenfalls eine Verlegenheit.“

(*Deutsche Tagespost, Dez. 97*)

Diakonenweihe - es geht um Macht!

In St. Georgen bei Frankfurt tagte erstmals die Vorstandschaft des neugegründeten „Netzwerk Diakoniat der Frau“. Die Ordination von Diakoninnen „würde der Forderung nach Gleichstellung und Beteiligung an der Macht“ entsprechen, sagt die KDFB-Präsidentin Dr. Ursula Hansen. *Frau im Leben 12/97*

VERANSTALTUNGEN

Meßfeiern im alten Ritus

gemäß Altritus-Indult und Motuproprio „Ecclesia Dei“ siehe Heft 12/1997, S. 377

Münster/Westfalen: hl. Messe an jd. Sonn- und Feiertag um 8.30 Uhr in St. Aegidii, Aegidiikirchplatz.

Paris: hl. Messe So. 9.30 Uhr u. 18.00 Uhr, Mo-Fr. 18.00 Uhr, Sa. 11.30 Uhr; Paroisse Sainte Odile, 2 av. Stéphane Malarmé.

Sühnenacht/Sühneanbetung

Aachen: An jd. ersten Dienstag im Monat, 17.30 Uhr in St. Foillan neben dem Dom, für die ungeb. Kinder. Näheres unter Tel. 0241/911221. Jd. 2. Samstag im Monat Sühnenacht in der Klosterkapelle der Kind-Jesu-Schwester, Jakobstr. 19; 19.30 Uhr - ca. 1.00 Uhr (Gebetsapostolat für Papst und Kirche).

Bamberg: Marienkapelle (Seitenkapelle der St-Michaelskirche), jeweils am 1. und 3. Sonntag eines jeden Monats (außer an Hochfesten) um 17.00 Uhr hl. Messe. Die anderen Orte und Termine siehe Heft 12/1996, S.391.

Braunschweig: Kapelle des Krankenhauses St. Vinzenz, Bismarckstr. 10. Jd. 1. Samstag im Monat (Herz-Mariä-Sühne-Samstag) 8.00 Uhr hl. Messe, anschl. Auss. des Allerh., ab 10.00 Uhr Rosenkranz, Kreuzweg und Beichtgel. Ende 12.00 Uhr.

Berlin: 6.2.1998, 18.00 Uhr Kreuzweg, Albertus Magnus, Halensee; 7.2.1998, 9.30 Uhr Herz Mariä Sühnesamt., 19.2.1998, 18.00 Uhr MPB Zönakel Helferkreis, 22.2.1998, 15.00 Uhr Kinderrosenkranz MPB; Sankt Norbert Schöneberg; Hinweise: 030/4964230

Düsseldorf: Basilika St. Lambertus tägl. 16.30 Uhr Rosenkranz; 17.00 Uhr hl. Messopfer. St. Vinzenz-Krankenhaus, D'f.-Derendorf, Schloßstr. 85, an jd. Do. vor dem Herz-Jesu-Freitag um 22.00 Uhr Anbetung, sakr. Segen, Mitternacht hl. Messopfer, an jd. Herz-Marien-Samstag 19.00 Uhr hl. Messopfer, anschl. Andacht, 21.30 Uhr sakr. Segen. R. Nowak, Tel.: 0211/322508.

Essen: An jd. Herz-Jesu-Freitag, 19.00 Uhr bis 21.00 Uhr Sühnegottesdienst in der Domkirche.

Frankfurt: An jd. 13. des Monats, 15.00 Uhr, Kapelle des St.-Katharinen-Krankenhauses, Seckbacher Landstr. 65, Rosenkranz des Fatima-Weltapostolates. An jd. 3. Sonntag im Monat, 15.00 Uhr, in der Pfarrkirche Allerheiligen, Thüringerstr. 35, Rosenkranzsühnekreuzzug.

Frankfurt/Main: jd. 2. Mittw. i.M. Langestr. 12, 14.00 Uhr Zönakel der MBP, jd. 2. Fr. i.M. Kapelle des Kolpinghauses, Langestr. 26, 20.00 - 24.00 Uhr Marianische Sühne-Nacht. Hinweise: T/F: 0661/241778

Hannover: 7.2.98 Herz-Marien-Sühnesams. i. d. Pfarrkirche St. Martin Hannover-Roderbuch, Beginn 8.00 Uhr, 9.30 Uhr hl. Messe m. Hw. H.P. Dr. den Hartog. Anschl. Auss. des Allerh. u. Beichtgel., Schlußsegen 16.00 Uhr. Hinweise: 0511/494605

Konstanz-Allmannsdorf: Pfarrkirche St. Georg; jd. 1. Samstag im Monat 18.30 Uhr Hl. Messe, Anbet. u. Rosenkranz bis 23.00 Uhr, Beichtgel. nach d. Hl. Messe

Letter b. Hannover: 7.2.1998, St. Maria v. hl. Rosenkranz, Kirchstr. 4, 18.00 Uhr hl. Meßopfer, Auss. d. Allerh.; Beichte zu Beginn d. Anbet. Ende m. euchar. Segen 21.00 Uhr. Hinweise: T/F: 05131/6885

Leuterod/Ötzingen: 17.2.1998, mtl. Treffen der Mitglieder d. Marian. Segenskreises, Maria-Hilf-Kirche, Leuterod (Ötzingen); Sühnegebet, Eucharistiefeyer, Predigt, Beichte, euchar. Anbetung v. 18.00 - 20.00 Uhr, m. Pfr. R. Lambert.

Marienfried bei Ulm: Jd. Donnerstag 20.00 Uhr Anbetung, 21.00 Uhr hl. Messe m. Predigt, Krankensalbung u. Anbet. bis 23.00 Uhr in der Kirche, danach Anbet. bis 7.00 Uhr in der Tabor-Kapelle. Jd. Herz-Mariä-Samstag, 14.00 Uhr Anbet. und Beichtgel., 15.00 Uhr hl. Messe m. Krankenseg. 18.00 Uhr Anbet. d. Allerh. u. Beichtgel., 20.00 Uhr, 24.00 Uhr, 5.30 Uhr Sühnemessen. Jd. 13. des Monats (Fatimatag) 14.00 Uhr Anbetung und Beichtgel., 15.00 Uhr hl. Messe. 2.2.1998 Maria Lichtmeß, 14.00 Uhr Rosenkr., anschl. Kerzenweihe, Prozession, 15.00

Uhr hl. Messe.; 40-stündiges Gebet: 22.2. 16.00 Uhr - 24.2.1998 19.30 Uhr.

Neuss: Jd. 4. Sa. d. Mts., 19.45 Uhr-23.00 Uhr Rosenkranzgebet, Anbet. Beichtgel. gegen 22.00 Uhr hl. Messe, St. Alexius-Klosterkirche; Hinweise: 02131/103344

Neuiges: Ältester Wallfahrtsort von der Unbefl. Empfängnis Mariens (1. Wallfahrt am 25.10.1681), Nächtl. Sühnegang seit dem 4.9.1953 jd. Monat am Sonntag nach dem 13. o. am 13. selbst, wenn dieser ein So. ist, bei jd. Wetter. Tragen wir d. unsere Gebete und Opfer dazu bei, daß das Unbefl. Herz Mariens bald den verh. Triumph erringt, wie es in den Botschaften in Fatima bekannt gegeben hat. Bez. d. Treffpunkte Auskunft bei: R. Nowak, Tel.: 0211/322508.

Piesbach/Gemeinde Nalbach/Saar: Jd. Freitag von 20.00 Uhr - 24.00 Uhr Zönakel der Marian. Priesterbew. „Fatimagebetswache“, i.d. Pfarrkirche St. Johannes d. T.; mehrere Beichtväter Freitag n.d. Herz-Jesu-Freitag; Seg. v. Andachtsgegenständen, jd. 3. Freitag i. M.: Skapulierauflegung.

Saarbrücken: Basilika St. Johann: an jd. Herz-Mariä-Samstag Sühnegebet 19.30-23.30 Uhr. 22.00 Uhr hl. Messe.

Schalkmehren bei Daun/Eifel: Sonntag n. d. 13. eines jd. Monats i. d. Pfarrkirche Fatima-Abend: 18.00 Uhr freudn. Rosenkranz; 18.45 Uhr feierl. Amt m. Predigt; anschl. schmerz. und glorr. Rosenkranz, Weihegebet und sakram. Segen, Beichtgel., Ende ca. 21.00 Uhr.

Steinfeld/Eifel: Kapelle der Salvatorianer, an jd. Herz-Jesu-Freitag von 19.00 Uhr - 22.00 Uhr. Auskunft: Tel. 02441/1021.

Wietmarschen: 7.2.1998, Einkehrtag, St. Vinzenzhaus Neuenhaus: Beginn 15.00 Uhr mit der Marienvesper. - Hinweise: 05921 / 15291.

Würzburg: Anbet.- und Sühnenacht 21./22.2.1998, Heilig-Geist-Kirche, 18.00 Uhr, bis So. 4.30 Uhr. 7.2.1998, Zönakel der Marian. Priesterbew., Schw. des Erlösers, Ebrachergasse 4-6, Beginn: 14.00 Uhr Ende: 16.30 Uhr. Herz Maria Sühnes.

Nächtliche Anbetung in Oberhaid

Am 14./15.2.1998 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg. Thema: Die Geistesgaben des Rates und der Wissenschaft; Beginn vor dem ausges. Allerh. (mit Kreuzweg und Rosenkranz) Samstag 20.30 Uhr, Beichtgel. ab 20.30 Uhr, um 21.30 Uhr Hochamt zu Ehren der Mutter Gottes, 24.00 Uhr lat. Choralamt, 4.30 Uhr hl. Messe, Ende 4.30 Uhr.

Exerziten Freundeskr. Maria Goretti: 26.3. - 30.3.1998, Schloß Brandenburg, Dietenheim (b. Ulm) Beginn Do. 18.30 Uhr, Thema: Vorbereitung auf das Jahr 2000; Der Heilige Geist und Sein Wirken. Anmeldung: Schloß Brandenburg, Tel: 07347/95550.

Einkehrtag:

15.2.1998, Marienfried b. Ulm, Stadt pfr. W. Schmid: Die katholische Kirche - früher und heute, Spannungen aushalten und hören, was der Hl. Geist uns sagt. Hinweise: 07302/6433.

15.3.1998, Bielefeld, Pfarrzentrum Christkönig, Leitung: Pfr. R. Atzert, 9.00 Uhr - 17.30 Uhr. Hinweise: Tel.: 0521/3369484.

Arbeitskreis Kath. Priester (APK):

4.2.1998, Bethen b. Cloppenburg, Pfarrheim, 15.00 Uhr, Dr. iur. can. E. Psiuk: Instruktion zu einigen Fragen über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester. Hinweise: Prof. DDr. A. Benning, Tel./Fax: 05432/1700

Liturgische Tagung in Köln

27.2.1998, Köln, St. Pantaleonskloster; 17.00 Uhr (St. Gregor) bis 1.3.1998, ca. 14.00 Uhr; Thema: Begegnung mit der alten römischen Liturgie; Anmeldung: R. Kramer: T/F: 08802/582
Hinweise: H. Mertens, Tel.: 0227/6006

Initiativkreise

Augsburg: 8.2.1998, Hotel Riegele, 15.00 Uhr, Pfr. Dr. Kocher: Möglichkeiten katholischen Privatrundfunks. Hinweise: Tel.: 08249/90106

Limburg: 28.2.1998, Oberursel/Taunus, Johannisstift, Altenhöferweg 61; 9.00 Uhr; Prof. DDr. A. Ziegenaus: Im Blick auf Christi Kreuz; Einkehrtag mit Beichtgelegenheit und hl. Messe; Hinweise: K. Nebel, Tel.: 06172/72181.

München: 15.2.1998, St. Maria Thalkirchen, H.H. Dr. T. Amann: Zur Instruktion über die Mitarbeit der Laien..., Beginn 14.30 Uhr, zuvor 14.00 Uhr euch. Anbet. Hinweise: 089/6010171

Münster: 27.2.1998, Halter; Pfr. Bader: Verhältnis von Christentum und Islam Hinweise: R. Dörner, Tel: 02542/98434, Fax: 02542/98436.

Paderborn: 22.2.1998, Mönninghausen (bei Lippstadt) Pfarrei St. Vitus; Beginn 15.30 Uhr; zuvor 15.00 Uhr Rosenkranzgebet; Dr. Regina Hinrichs: New Age - Wurzeln und Entwicklung des „neuen Zeitalters“. Hinweise: T/F: 02732/1653

Gebetsmeinung des Heiligen Vaters Februar 1998

1. Daß das Sakrament der Firmung in der Katechese und im Leben der Kirche eine höhere Wertschätzung erfährt.

2. Daß die jungen christlichen Gemeinschaften qualifizierte Ausbilder für ihre Seminare und Studienzentren finden.

Forum der Leser

Tradition im katholischen Verständnis.

Den Begriff der Tradition im katholischen Verständnis heute wieder zu erläutern und neu zu entfalten, wie es Rudolf M. Schmitz in den letzten beiden Ausgaben getan hat, scheint mir von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Das Prinzip der Tradition in der katholischen Kirche - neben der Heiligen Schrift die zweite Säule der Überlieferung - besteht im wesentlichen in der organischen Entfaltung der Selbstmitteilung Gottes in der Geschichte. Von diesem Prinzip kann auch in Politik und Gesellschaft - nachdem der Fortschrittsglaube ausgezehrt ist - wieder gelernt werden. Organisches Wachstum ist das Gegenteil von kurzlebigen Moden und fanatischen reformatorischen Bilderstürmereien. Der Wildwuchs wird von ebenfalls organisch gewachsenen Institutionen mit entsprechender Autorität geprüft und beschnitten (Nur das Gute behaltet!). Am Schreibtisch entworfene und administrativ durchgesetzte Liturgie und Rechtschreibreformen sind diesem Prinzip fremd.

Schmitz irrt jedoch, wenn er schreibt, daß die Überlieferung die Form sei, die zum Wesentlichen hinführe, aber nicht das Wesentliche sei. Bei Thomas von Aquin (Über das Sein und das Wesen) ist vielmehr nachzulesen, daß das Wesen einer Sache Stoff und Form in sich begreife. „Durch die Form nämlich, welche die Verwirklichung des Stoffes ist, wird der Stoff zu einem wirklich Seienden und zu diesem bestimmten Etwas“. Die Farbe des weißen Pfahles ist also keineswegs die Form, wie Schmitz schreibt, sondern ein hinzukommendes Merkmal (akzidentia). Zu den Akzidentien kann etwa die konkret vorfindbare historische Realität in der Kirche gehören, die, so trüb sie gelegentlich scheinen mag, nicht mit dem Wesen der Kirche gleichgesetzt werden kann. Aus der Verwechslung von wesentlich und akzidentuell beruht auch die Möglichkeit des Protestantismus, der durch eine „unsichtbare Innerlichkeit“ ersetzt und folgerichtig auch keine Substanz ausbilden kann. Formlosigkeit bedeutet, folgt man Thomas von Aquin, Substanzlosigkeit.

*Henry Krause,
01187 Dresden*

Kein Sexualunterricht in Polen. Unter dieser Überschrift wurde kurz vor Weihnachten berichtet (SZ 21.12.1997), daß das neue polnische Parlament rückwirkend die zu Beginn des Schuljahres geplante „Schulsexuallerziehung“ (SE) gestrichen hat. Die Entscheidung des Parlaments ist dann auch vom Senat bestätigt worden. Wie wir erfahren und auf Nachfrage bei offiziellen Stellen in Warschau bestätigt bekamen, hat der polnische Präsident Kwasniewski, der der kommunistischen Bewegung entstammt, durch sein Veto vom 30.12.1997 diese erwähnte aufsehenerregende Gesetzesinitiative kraft seiner besonders großen Machtfülle für unwirksam erklärt. Damit haben bis auf Weiters die destruktiven Kräfte gesiegt.

Ein enthüllendes Schlaglicht fällt aber auch auf jene, die sich über die Entscheidung des polnischen Parlaments ärgern: Es sind die aus der kommunistischen Partei hervorgegangenen Sozialdemokraten, sowie „postkommunistische und liberale Gruppierungen“, die von einer drohenden „schwarzen Restauration“ sprechen (SZ 22.12.1997). - Noch unter kommunistischer Herrschaft haben am 4.12.1977 die polnischen Bischöfe gewagt: „Man hat den Eindruck, als gebe es einen geheimen Plan, die Moral der Nation zu zersetzen (...). Es ist leicht, eine Nation zu vernichten und zu beherrschen, die keinen Willen mehr hat und deren moralisches Rückgrat durch Sittenlosigkeit und Sünde zersetzt und verdorben ist (...). Der brutale Sexualkundeunterricht für Kinder und Jugendliche (...) ist ein äußerst schädlicher Vorgang (...). Die moralische Schwächung des Menschen ist eine der Formen der Verbreitung des Unglaubens.“

Auch andere destruktive Kräfte stehen hinter der Schul-SE. Die weltweit agierende Organisation „International Planned Parenthood Federation (IPPF)“ - der deutsche Zweig heißt „Pro familia“ und arbeitet mit Steuergeldern - verführt die Jugendlichen zu sexueller Aktivität und fördert Abtreibungen. „Der einzige Weg, auf dem die IPPF und ihre Verbündeten ihren Kampf für Abtreibung-auf-Wunsch gewinnen konnten, ging über die Sexualerziehung“ (Dr. Alan Gutmacher von der IPPF in „Humanity“, August/September 1979, S. 11). Sexual „erziehung“ dient als Werkzeug, um die Schlacht zugunsten der Abtreibung zu gewinnen - das wird ganz offen bekannt.

*Freundeskreis Maria Goretti e.V.
D-81241 München*

Zum Brief von Bischof Stecher, Innsbruck. Das hat es in der neueren Geschichte der katholischen Kirche wohl noch nicht gegeben: Daß ein Bischof in einem weitverbreiteten Brief den Papst und die Kurie angreift und ihnen vor-

wirft, zwar die „Splitter an der Basis“, nicht aber den „Balken im eigenen Auge“ zu sehen. Bischof Dr. Reinhold Stecher aus Innsbruck hat diese Vorwürfe erhoben, jetzt, am Ende seiner auslaufenden Amtszeit. Und zugleich hat er der derzeitigen Kirchenleitung vorgehalten, daß sie ein „theologisches und pastorales Defizit“ aufweise. Anlaß für sein Schreiben war die römische Instruktion über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester.

Bischof Stecher kann kein Verständnis dafür aufbringen, daß für die Predigt in der Messe eine Weihe erforderlich sei, daß also der Heilige Geist zuvor auf den Prediger herabgerufen werden muß. Seiner Meinung nach sollten lieber die „theologisch vollausgebildeten und menschlich-spirituell geeigneten Gemeindemitglieder“ diese Aufgabe übernehmen, bevor die Predigt ganz ausfiele.

Besonders aber wirft er der Kirchenleitung vor, durch ihr Festhalten am Zölibat das Seelenheil von Millionen Gläubigen zu gefährden, weil diese die heilsnotwendigen Sakramente nicht mehr empfangen könnten. Schließlich sei der Zölibat nur eine von Menschen gemachte Institution.

Gegen Ende seines Schreibens spricht der Bischof auch noch „vom Gesetz des Verzeihenmüssens“, das gegenüber jenen Priestern anzuwenden sei, die ihr Amt niederlegt und geheiratet hätten. Ihnen die Versöhnung zu verweigern sei eine „größere Sünde“ als die Verletzung der Zölibatsverpflichtung.

Der Bischof, der eine sehr kräftige Sprache spricht und kein Blatt vor den Mund nimmt, wird sich allerdings auch einige Fragen gefallen lassen müssen:

Kann man wirklich davon ausgehen, daß sich die inzwischen verheirateten Priester bewußt sind, welche Irritationen sie bei vielen Gläubigen ausgelöst haben? Bereuen sie diesen Schritt aufrichtig, so daß sie ihn - wenn sie könnten - wieder rückgängig machen wollten? Reue ist aber doch wohl die wichtigste Voraussetzung für eine Vergebung.

Was die heute fehlenden Priesterberufe betrifft, so ist bekannt, daß sie früher fast durchwegs aus großen, kinderreichen Familien stammten, die ihre Kinder nicht selten unter großen Opfern angenommen und religiös erzogen haben. Man wird fragen müssen, ob die Bischöfe im deutschsprachigen Raum wirklich alles Nötige getan haben, um diese Gesinnung bei unseren Familien zu fördern und zu erhalten? Haben ihre Erklärungen - etwa die von Königstein - nicht eher das Gegenteil bewirkt? Und müßten unsere Oberhirten beispielsweise nicht schon längst der Unsitte vorehelicher Sexualität entgegengetreten, wie dies etwa manche Freikirchen mit der Aktion „Wahre Liebe wartet“ längst getan haben? Hat es nicht

den Anschein, daß der von den Bischöfen getragene BDKJ die sexuelle Freizügigkeit eher fördert als sie zu bekämpfen? Und ist nicht auch hier das Seelenheil Hunderttausender von Jugendlichen in großer Gefahr?

Was schließlich die Verkündigung betrifft: Wissen unsere Bischöfe eigentlich, wie häufig heute die „theologisch ausgebildeten“ hauptamtlichen Laien - aber z.T. leider auch manche Priester - eindeutig im Glauben eher verunsichert als aufbaut werden? Und daß auch die schulische religiöse Unterweisung zum Teil mehr als dürftig ist?

Deshalb kann man nur wünschen, daß der Geist Gottes im „Jahr des heiligen Geistes“ ein verbreitetes Umdenken bewirkt - weg vom Ungeist dieser Zeit und hin zu der Wahrheit, die zu verkündigen der „heiligen katholischen Kirche“ aufgetragen ist. *Dr. Hansmartin Lochner
Königsdorf*

Die Abtreibungspraxis in Deutschland

ist seit der Reform des §218 und der unseligen Entscheidung des Bundesverfassungsgerichtes umstritten. Nach dieser Entscheidung dürfen bei entsprechender Indikation Föten bis unmittelbar vor dem Geburtstermin abgetrieben werden. Deutsche Ärzte halten nun ein Abtreibungsverbot nach der 20. Schwangerschaftswoche für „sinnvoll“. Der Fall in Oldenburg, wo ein Kind in der 25. Woche den Abbruch schwerstbehindert überlebte, hat gezeigt, wie mit dem ungeborenen Leben bei uns umgegangen wird.

Wer - wie der Münchner Kardinal Wetter - gegen die scheinheilige Doppelmoral der Abtreibungslobby auftritt, wenn auch in diesem Fall mit einem etwas ungeschickten Vergleich, kann sich der zynischen Zurückweisung durch die Betroffenen sicher sein. Der Katholik Heiner Geißler etwa verteidigt, wie fast alle seine CDU-Parteigenossen, die Abtreibungsmentalität der Gesellschaft vehement und macht die Menschen mit der Binsenweisheit bekannt, daß die abtreibenden Frauen keine Lustmörderinnen sind. Wetter hatte mit dem Blick auf den ruchlosen Mord an der kleinen Natalie Astner gesagt, man müsse sich fragen, wo das Entsetzen angesichts der Tatsache bleibe, daß „Jahr um Jahr Tausende und Abertausende kleiner Natalies bereits im Schoß der Mutter getötet werden“:

Der furchtbare Mord an der unschuldigen Natalie hat die Menschen verständlicherweise entsetzt und in der Gesellschaft großes Aufsehen und laute Empörung hervorgerufen. Dies geschieht jedoch nicht bei den lautlosen Morden, die hunderttausendfach Jahr für Jahr in unserem Lande verübt werden. Das hatte der Kardinal damit sagen wollen. Die Motive sind freilich andere, und in bestimmten Fällen kann man Verständnis aufbringen

für die Notlage, in der sich Menschen befinden. Aber kein noch so verständliches Motiv rechtfertigt die vorsätzliche Tötung eines Menschen - und darum handelt es sich unbestreitbar bei jeder Abtreibung. Die deutschen Bischöfe müßten dies bedenken, ehe sie für die Ausstellung von Beratungsscheinen zu Felde ziehen. Gerade sie müßten den Menschen klar machen, daß Opfergesinnung und Opfermut dazugehört, ein Kind anzunehmen, selbst wenn gesundheitliche Schäden nicht auszuschließen sind. Hätten die Menschen, wenigstens die Christen, noch ein auf Gott und die Kirche ausgerichtetes Gewissen, dann wären sie auch bereit, eine Familie zu gründen und dort Kinder von Gott anzunehmen und zu erziehen.

Nur eine radikale Umkehr von Staat und Gesellschaft, eine Rückbesinnung auf immer gültige objektive Werte könnte den weiteren Zusammenbruch von Sitte und Moral aufhalten. Aber der Egoismus und die Ellbogenmentalität, die Eignung und die Rücksichtslosigkeit nehmen immer schlimmere Formen an, weil die meisten Hirten der Kirche feige schweigen. *Hartwig Groll
55411 Bingen*

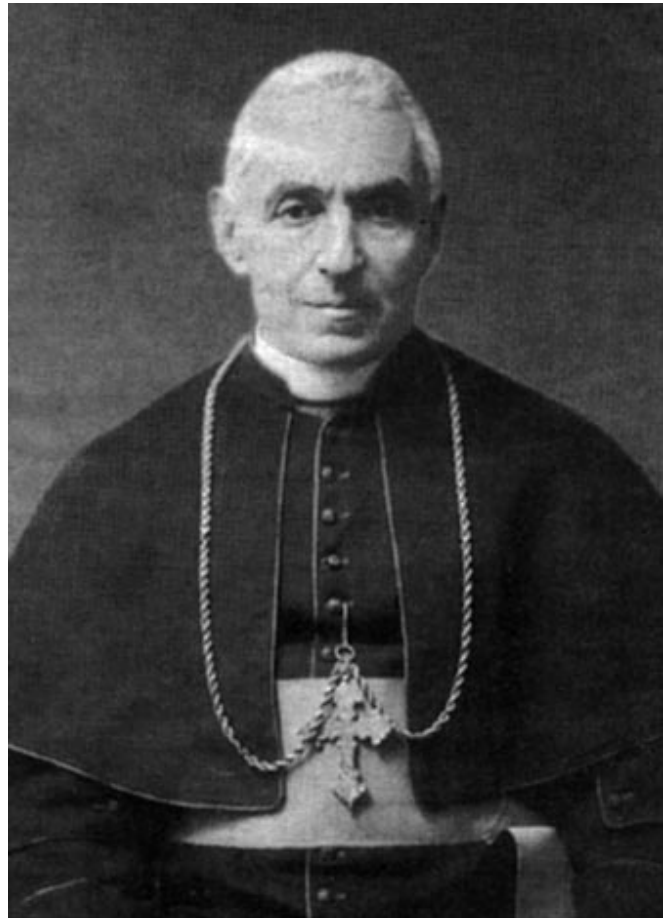
Aus Leserbriefen... Sicherlich will ich das Abonnement weiter aufrecht erhalten; aber auf Grund meiner Umstände, kann ich nicht den Fels weiterbeziehen. Ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir durch eine Patenschaft den FELS weiter zukommen lassen könnten. Für diejenigen, die mir die Patenschaft zuteil werden lassen, werde ich jährlich eine Heilige Messe lesen, wie ich es bisher getan habe.

Ihnen meinen herzlichen Grüße und Segenswünsche! Mit großem Dank verbleibe ich mit Ihnen im Herrn verbunden
*A. D. Nzemeke,
WAN-Benin*

Für viele wache Christen durchschaubar inszenieren „Die Grünen“ wieder einmal vor großen Wahlen (!) bei der kath. Amtskirche eine „Schönwetter-Politik“. - Für Joschka Fischer & Co. müßte es jetzt schon Bischof Dr. Karl Lehmann, Mainz, sein um nach dem dortigen „athmosphärisch guten Gespräch“ eine „Normalisierung“, und „manche Übereinstimmung“ öffentlich werbewirksam darlegen zu können. Da wird ein wenig die „Verpackung“ geändert, ein neues „Outfit“ angelegt und schon meinen „Die Grünen“ sich mit „ach so wohlklingendem Vokabular“ sich den kath. Wählern als „wählbar“ zeigen zu können. Wachsamkeit gegenüber der Gesamtlinie der „Grünen ist nach wie vor angeraten, da ihr Basisverhalten oft völlig im Gegensatz zu dem steht, was sie öffentlich populistisch bekunden.“ *Aloys Hoersch
47821 Krefeld*

Johannes B. Scalabrini - das Vorbild eines Bischofs

Johannes B. Scalabrini wurde am 8. Juli 1833 in Fino Monasco in der italienischen Provinz Como geboren. Er war das dritte von acht Kindern einer sehr religiösen Familie, die dem Mittelstand angehörte. Nach dem Gymnasium studierte er Theologie und wurde am 30. Mai 1863 zum Priester geweiht. Nach einer Tätigkeit als Pfarrer und Rektor eines Priesterseminars wurde er von Papst Pius IX. zum Bischof von Piacenza ernannt. Am 30. Januar 1876 empfing er die Bischofsweihe. Jetzt entfaltete er eine weit gesteckte pastorale und soziale Tätigkeit. Fünfmal besuchte er die 365 Pfarreien seiner Diözese. Die Hälfte davon waren nur mit dem Pferd oder zu Fuß erreichbar. Er hielt drei Diözesansynoden ab. Eine war dem eucharistischen Kult gewidmet. Der Bischof hielt die Gläubigen zum häufigen Empfang der hl. Kommunion und zur ständigen eucharistischen Anbetung an. Das Priesterseminar wurde neu geordnet und die kirchlichen Studiengänge reformiert. Bischof Scalabrini weihte zweihundert Kirchen ein. Er war unermüdlich tätig in der Spendung der Sakramente und als Prediger. Die Nächstenliebe übte er in heroischer Weise. Als die Cholera ausbrach stand er den Kranken persönlich bei. Er besuchte Strafgefangene, unterstützte die Armen und die Familien in Notlagen. Um Menschen vor dem Hunger zu retten, gab er alles weg und verkaufte seinen Kelch und das Brustkreuz, das ihm der Papst geschenkt hatte. Er gründete Einrichtungen für Taubstumme, Genossenschaften, Arbeitervereinigungen und Sparkassen zur gegenseitigen Hilfe. Papst Pius IX. bezeichnete ihn einmal als Apostel der Katechese. Bischof Scalabrini förderte in allen Pfarreien die religiöse Unterweisung auch für Erwachsene. Von ihm stammte die Idee für den ersten nationalen katechetischen Kongreß von 1889. Scalabrini gründete auch die erste katechetische Zeitschrift Italiens. 1887 rief er für die italienischen Auswanderer, die in Gefahr waren den Glauben und die religiöse Praxis aufzugeben, die Kongregation der Missionare vom hl. Karl ins Leben. 1895



Johannes Scalabrini, Bischof von Piacenza

kam die von ihm gegründete Schwesternkongregation der Apostel vom hl. Kreuz hinzu. Sein Wahlspruch war: „Sich selbst ganz für alle hingeben, um alle für Christus zu gewinnen“. Als er am 1. Juni 1905 starb, waren seine letzten Worte: „Herr, ich bin bereit, laß uns gehen“.

(H.G.)